



# *MuKJournal*

Journal des Instituts für Medien- und Kommunikationswissenschaften  
an der Martin-Luther-Universität Halle-Wittenberg



# 1, Sommersemester 2004

**Fernsehforschung**

**Mit „Rush“ in Paris**

**Hefromanleser**

**Alles Kitsch?**

**Bildungspolitik**

Projekte • Profile • Meinungen • Informationen • Einblicke • Porträts • Kommentare

- 5... **DFG-Projekt:** Forschung zum DDR-Fernsehen
- 8... **Praxisprojekt:** arte-Aktion „Rush“ 2004, Unimono
- 11... **Nachgefragt:** Was macht eigentlich ...die MuK-Institutsgruppe?, ...die Soap?
- 12... **Im Gespräch:** Dr. Cordula Günther zu Heftromanlesern
- 14... **Essay:** Ist Kitsch wirklich kitschig?
- 18... **Profil:** Elke Steinweg und ihre Arbeit als Filmproducerin
- 20... **Praktisch unterwegs:** Beim Kl.KA in Erfurt
- 22... **Firmenporträt:** Digital Design Solutions GmbH
- 23... **Alumni:** Anne Sailer, freie Journalistin beim MDR
- 24... **Über den Rand geschaut:** Studieren auf Kuba
- 25... **Kritische Seite:** Stimmen zur Bildungspolitik
- 28... **Der kleine MuK:** Die bunte Seite
- 30... **Magisterarbeiten:** Der Diskjockey in der DDR

## IMPRESSUM

MuKJournal # 1, Sommersemester 2004

### *Herausgeber*

Institut für Medien- und Kommunikationswissenschaften  
an der Martin-Luther-Universität Halle-Wittenberg  
Prof. Dr. Reinhold Viehoff

### *Redaktion dieser Ausgabe*

Silke Mühl (verantwort.)  
Andrea Hammer, Thomas Jähnig, Sandra Kirchner, Christine Maceczek, Carolin Presdzink, Mirko Preugschat, Sonnhild Raschke, Dagmar Röller, Yvonne Tscherning

### *Mitwirkende dieser Ausgabe*

Stefanie Bamberg, Andreas Dienemann, Ivonne Drost, Maria Eckert, Adiba El kahia, Katrin Funk, Claudia Görsch, Sally Hohnstein, Ines Hubert, Sophie Koch,

Diana Kränzel, André Müller, Stefan Sommer, Doreen Trümpler

### *Weitere Autoren*

Felix Knothe, Sarah Lindner, Claudia Mattern, Anja Schließ, Barbara Uhle

### *Layout*

Dagmar Röller

### *Titelbild*

Uta Tintemann

### *Bildnachweise*

Uta Tintemann (Titelfoto); Carolin Presdzink (S. 5-7, 10, 12); Anja Schließ (S. 8, 9); Peter Kossok (S. 14); Peter Kossok, privat Claudia Mattern, [www.bizarrverlag.com/](http://www.bizarrverlag.com/) Foto: Sissa Marquardt (S. 17); privat Elke Steinweg (S. 18-19); Dagmar Röller (S. 20-21, 26-27, 30); Dirk Hoppe (S. 22); privat Anne Sailer (S.

23); privat Sarah Linder (S. 24); Felix Knothe (S. 25); Kirill Kolomiets (S. 11, 28)

### *Anzeigenkontakt*

Silke Mühl  
Tel.: (0345) 55 236 27  
E-Mail: [muehl@medienkomm.uni-halle.de](mailto:muehl@medienkomm.uni-halle.de)

### *Druck*

Druckerei der MLU  
Auflage: 800

### *Redaktionsanschrift*

Martin-Luther-Universität Halle-Wittenberg  
Institut für Medien- und Kommunikationswissenschaften  
Rudolf-Breitscheid-Str. 10, 06110 Halle  
Tel.: (0345) 55 235 71, Fax.: (0345) 55 270 58  
E-Mail: [mukjournal@medienkomm.uni-halle.de](mailto:mukjournal@medienkomm.uni-halle.de)

Die nächste Ausgabe erscheint im WS 2004/05.

Liebe LeserInnen!

Von der Idee bis zur ersten Ausgabe einer neuen Publikation vergeht viel Zeit, mehr als man zunächst vielleicht dachte, als es hieß: Es soll ein Institutsjournal geben, ein neues Medium der Kommunikation für MuK, das informieren und anregen, Transparenz schaffen und Diskussionsstoff bieten will. Studenten entwickelten ein Konzept, schrieben und sammelten Artikel zu Themen, die MuK-Studenten und -Mitarbeiter bewegen. Nunmehr liegt die erste Ausgabe vor, die sich zunächst noch als Probierfeld versteht. Vom DFG-Forschungsprojekt über „arte-Rush“ hin zu Unimono gibt diese erste Ausgabe einen Einblick in die aktuelle Forschung und Praxis am Institut. Wir blicken nach draußen und stellen vor: Filmproducerin Elke Steinweg und den Mediendienstleister Digital Design Solutions in Halle. Wir fragen nach Möglichkeiten, medienpraktische Erfahrungen zu sammeln. Weiterhin: Wie studiert es sich im Ausland? Wie schreibt man eine Magisterarbeit? Und was wird schließlich aus MuK-Absolventen?

Ohne besonderes Engagement aller Beteiligten wäre dieser Anfang nicht möglich gewesen. Wir möchten an dieser Stelle allen, die an der Entstehung des Journals beteiligt waren, herzlich danken.

Wenn Sie Ideen oder Kritik haben, machen Sie mit, verändern Sie! Ihre Redaktion ist dankbar für Hinweise, Tipps und Anregungen. Richten Sie diese bitte an [mukjournal@medienkomm.uni-halle.de](mailto:mukjournal@medienkomm.uni-halle.de)

Eine spannende Lektüre wünschen

Silke Mühl  
und die Redaktion



## Die Fernsehkieker: unterwegs im Auftrag der Wissenschaft

Judith Fenkl (l.), Sebastian Pfau und Manja Rothe erforschen im Teilprojekt 8 Familienserien.

---

Am Institut für Medien- und Kommunikationswissenschaften wird das DDR-Fernsehen erforscht

---

Von Christine Maceczek

Aus dem Zimmer 516 im Institut dringen Stimmengeräusche nach draußen. Manchmal klingen sie, als kämen sie aus einem Fernseher. Plötzlich öffnet sich die Tür. Sebastian Pfau, wissenschaftlicher Mitarbeiter im Teilprojekt *Familienserien*, tritt heraus und macht sich mit einem Stapel Papier auf den Weg zum Kopierraum. Die Tür steht nun offen und erlaubt einen Blick auf die Szenerie. Die Arbeitsbesprechung der Projektmitarbeiter ist in vollem Gange. Es wird diskutiert über die DDR-Familienserie „Geschichten üben Gartenzaun“. Ein Blick auf die Türschilder macht einiges klarer, denn hier wird geforscht, und zwar zur Programmgeschichte des DDR-Fernsehens.

### Die Idee entwickeln

An den Universitäten Halle, Leipzig und Berlin (Humboldt) sowie an der Hochschule für Film und Fernsehen Konrad Wolf in Potsdam-Babelsberg arbeiten Professoren, wissenschaftliche Mitarbeiter und studentische Hilfskräfte in derzeit neun Teilprojekten. Gefördert von der Deutschen Forschungsgemeinschaft (DFG) werden vor allem unterhaltende Genres untersucht. Doch wie kam es zu der Idee, ein solches Forschungsprojekt zu realisieren? Prof. Dr. Reinhold Viehoff, neben Prof. Dr. Rüdiger Steinmetz von der Universität Leipzig Sprecher und Leiter des gesamten Projekts, verrät die Entstehungsge-

schichte. Gefasst wurde der Entschluss 1998 auf einer Tagung in Marbach am Neckar, auf der es um das Jahr 1968 und die Folgen für unsere Kultur und die Medien ging. „Uns ist natürlich aufgefallen, dass das mal wieder ein Thema war, das sich nur mit dem Westfernsehen beschäftigte“, so Prof. Viehoff. Die Wissenschaftler entwickelten die Idee für ein neues Forschungsprojekt, in dem das DDR-Fernsehen systematisch untersucht werden sollte. Es begannen zwei Jahre der Planung und Vorbereitung, in denen der Antrag konkretisiert und in einzelne Themenbereiche aufgliedert wurde. Im Jahr 2000 wurde der DFG-Antrag erfolgreich gestellt. Alle beantragten Teilprojekte wurden für drei Jahre bewilligt.

Die Forschergruppen der vier beteiligten Hochschulen beschäftigen sich im Einzelnen mit der *Programmentwicklung* des DDR-Fernsehens (Teilprojekt 1), der *Rezeptionsgeschichte* (Teilprojekt 2), der *Heiteren Dramatik* (Teilprojekt 3), den *Kleinen und Großen Shows* (Teilprojekt 4), den *Literaturverfilmungen* (Teilprojekt 5), den *Dokumentarischen Genres* (Teilprojekt 6), dem *Sportfernsehen* (Teilprojekt 7), den *Familienserien* (Teilprojekt 8) und derzeit noch mit dem *Kinderfernsehen* (Teilprojekt 9) der DDR. Drei von ihnen, Teilprojekt 1, 3 und 8, sind in Halle angesiedelt. Doch wer sind die Menschen hinter den Projekten, wie arbeiten sie und was treibt sie an?

Im Teilprojekt 1 arbeitet die ehemalige MuK-Studentin Claudia Dittmar. In Halle ist sie jedoch nur ein Teil des Teams, denn zur Programmentwicklung des DDR-Fernsehens wird auch in Leipzig geforscht. Geleitet wird das Projekt von Prof. Viehoff, dem Leipziger Medienwissenschaftler Prof. Steinmetz und dessen Kollege Prof. Dr. Hans-Jörg Stiehler.

### Programmgeschichte schreiben

Claudia Dittmar stieg nach einem ZDF-Volontariat ins Projekt ein. Beim ZDF hatte sie das Medium Fernsehen schon in der Praxis kennen gelernt. „Das Besondere am Teilprojekt 1 ist, dass es keine spezielle Fernsehgattung untersucht, sondern die gesamte Programmgeschichte des DDR-Fernsehens in den Blick nimmt“, erklärt Dittmar. Hierfür werden die politischen und technischen Rahmenbedingungen analysiert, und auch die interne Struktur des DDR-Fernsehens wird aufgearbeitet. Jeder Mitarbeiter erforscht dabei ein bestimmtes Gebiet. Claudia Dittmar analysiert den „kontrastiven Dialog“ zwischen dem DDR-Fernsehen und dem Fernsehen der Bundesrepublik. Als Analyseinstrument verwendet sie einen so genannten Methodenmix, den sie aus der Dokumentenanalyse und der Zeitzeugenbefragung zusammenstellt. „Die gesamten 40 Jahre DDR-Fernsehgeschichte kann man jedoch nicht mit einem Mal überblicken“, schränkt Dittmar ein. Deshalb sei es sinnvoll, nach Zeitinseln vorzugehen. Nach einer Arbeit über den Zeitraum 1968-1974 beschäftigt sich die Forschergruppe zurzeit mit der Zeitinsel 1981-1985, deren Untersuchung mit einer im Herbst 2004 erscheinenden Publikation abgeschlossen werden soll. Dazu fährt Claudia Dittmar in regelmäßigen Abständen in das Bundesarchiv Berlin-Lichterfelde oder in das Deutsche Rundfunkarchiv (DRA) in Potsdam-Babelsberg und sucht nach Doku-



---

## Dass in allen Stücken das ideale sozialistische Leben gezeigt werden sollte, ist nicht von der Hand zu weisen. Die Inhalte und Darstellungen glitten oftmals in eine komische Absurdität.

---

menten, die für ihren Forschungsschwerpunkt relevant sind. Das können zum Beispiel Schriftstücke der DDR-Parteigremien oder eben des DDR-Fernsehens sein. Auf der hohen Fernsehführungsebene untersucht sie, inwieweit das DDR-Fernsehen das Westfernsehen als Konkurrenten wahrgenommen hat und wie versucht wurde, darauf zu reagieren. Und was verbindet Claudia Dittmar persönlich mit dem DDR-Fernsehen? „Ganz besonders erinnere ich mich an die Diskrepanz, dass es mit dem DDR-Fernsehen und dem Westfernsehen diese zwei Möglichkeiten gab. In meiner Familie wurden gerade Informationsendungen des Westfernsehens geguckt. Dann in der Schule gefragt zu werden, was hast du gesehen und da nicht die ganze Wahrheit sagen zu können, das war ein ziemliches Spannungsfeld.“ Ihre Forschungsarbeit, so Dittmar, wird in eine Promotion münden, in der es um die Auseinandersetzung des DDR-Fernsehens mit dem so genannten „feindlichen Fernsehen“ der Bundesrepublik gehen soll.

### Fernsehen aus Halle erforschen

Im Teilprojekt 3 untersuchen Steffi Schültzke und Claudia Kusebauch, beide ebenfalls ehemalige MuK-Studentinnen, ein bestimmtes Genre des DDR-Fernsehens: die *Heitere Dramatik* am Beispiel des Fernsehtheaters Moritzburg in Halle. Momentan beschäftigt sich die Forschergruppe mit dem Stück „Streichquartett“ von Szöke Szakall, welches sowohl am Fernsehtheater (1965 und 1981) als auch im westdeutschen Fernsehen (1962 und 1981) inszeniert wurde. Dabei werden alle vier Aufführungen miteinander verglichen und es wird untersucht, inwieweit ein Zusammenhang zwischen den Inszenierungen und den unterschiedlichen Gesellschaften und Zeiten zu erkennen ist. Unterstützt werden die wissenschaftlichen Mitarbeiterinnen von den studentischen Hilfskräften Andreas Mohrig und Dana Messerschmidt. Prof. Dr. Gerhard Lampe, Leiter des Teilprojekts 3, ist hoch erfreut über die bisherigen Ergebnisse seiner Forschergruppe. Doch er weiß auch, wie viel Einsatz und Zeit diese Projekte für

die Menschen bedeuten, die sie beantragen. Deshalb, so Prof. Lampe, wäre es wünschenswert, „dass die Universität dieses Engagement stärker unterstützt, zum Beispiel durch Zuweisung von mehr Hilfskraftdeputatstunden“.

Um die Koordination der einzelnen Forschungsschritte kümmert sich Steffi Schültzke. „Wir analysieren die Stücke und arbeiten die Institutionsgeschichte auf. Darüber hinaus befragen wir auch ehemalige Mitarbeiter des Fernsehtheaters“, so Schültzke. In Letzterem sieht sie eine Besonderheit des Forschungsprojekts. „Es ist schon erstaunlich, wie sehr die Leute auch heute noch mit dieser Institution verbunden sind. Sie haben ja teilweise 25 Jahre dort gearbeitet. Da hängt viel Leben dran und so tun sich sehr persönliche Geschichten auf“, erklärt Schültzke.

Als Institution stelle das Fernsehtheater ein Kuriosum dar. Eingerichtet wurde die Bühne 1965 in einem Kreuzgewölbe der halleischen Moritzburg. Die Räumlichkeiten waren beengt, Platz hatten nur 50 Zuschauer. Der Grün-

der des Fernsehtheaters, Regisseur und Dramaturg Gerd Focke, stand für eine bestimmte Auffassung von Volkstheater, deren Credo vor allem Publikumsnähe war. Inszeniert wurden Stücke aus der Antike, der deutschen Klassik sowie sozialistische Gegenwartsstücke. Dabei waren es oft unbekannte Autoren und Schriftsteller, welche die Vorlage lieferten. Trotz allem Enthusiasmus verlor das Fernsehtheater zunehmend an Attraktivität. Die Inhalte und Darstellungen wurden von den Zuschauern nicht angenommen, oftmals glitten sie in eine komische Absurdität. Dennoch wurden bis 1990 ungefähr 270 Stücke ausgestrahlt. Dass in allen Stücken das ideale sozialistische Leben gezeigt werden sollte, ist nicht von der Hand zu weisen. Hauptthemen waren dabei vor allem die Familie und die Gleichberechtigung der Frau. Hier besteht auch eine Verbindung zum Teilprojekt 8, welches sich mit den *Familienserien* im DDR-Fernsehen beschäftigt. Die behandelten Themen und Probleme waren in beiden Genres oftmals die gleichen.

Initiiert wurde das Teilprojekt 8 von

Die Teilprojekt 3-Gruppe zur Heiteren Dramatik komplett: Steffi Schültzke, Dana Messerschmidt, Claudia Kusebauch, Andreas Mohrig und Prof. Lampe (v.l.n.r.)



Prof. Viehoff, der sich schon früher mit Familiensoziologie befasst hatte. Die wissenschaftlichen Mitarbeiter und ehemaligen MuK-Studenten Sebastian Pfau und Sascha Trültzsch werden in ihrer Arbeit von den studentischen Hilfskräften Judith Fenkl und

auch einige Kuriositäten: „Da gibt es zum Beispiel Pläne, wie man Benzin einsparen kann oder wie Fahrgemeinschaften gebildet werden sollen, um Produktionskosten zu sparen“, erzählt Sebastian Pfau. Heute klingt dies skurril, doch damals sei das in der Produkti-

doch es ist auch eines hinzugekommen. Das Teilprojekt *Fiktionale Geschichtssendungen* (Teilprojekt 10) ist im Sommersemester 2004 unter der Leitung von Prof. Dr. Reinhold Viehoff und Prof. Dr. Edgar Lersch in Halle ange-  
laufen.



Diskussion der Forschungsergebnisse im Teilprojekt 1 Programmentwicklung

Manja Rothe unterstützt. Der Untersuchungszeitraum der Familienserien beginnt 1960. Erfasst sind insgesamt 45 Serien. Es besteht jedoch die Möglichkeit, dass es noch mehr Serien gab, die aufgrund bestimmter Merkmale als Familienserien definiert werden könnten, so Sebastian Pfau. In der Fernsehzeitschrift des Deutschen Fernsehfunks „FF-Dabei“ tauchen diese Serien nicht unter dem Begriff Familienserien auf. Um sie zu finden, müssten deshalb verschiedene Quellen (z. B. Produktionsunterlagen) herangezogen werden.

### Familienserien analysieren

Auch in diesem Projekt, welches sich einem Genre des DDR-Fernsehens widmet, hat jeder Mitarbeiter seinen Schwerpunkt. So beschäftigt sich Sebastian Pfau mit der filmästhetischen Analyse und der Erforschung des Seriellen im DDR-Fernsehen. Dabei sei wichtig, so Pfau, dass 1968 unter Manfred Seidowsky eine Abteilung „Serienproduktion“ gegründet wurde. Man könne sagen, dass es eine Zäsur bei den Familienserien während des Machtwechsels von Walter Ulbricht zu Erich Honecker gab. Diese drücke sich darin aus, dass Familienserien in den 1960er Jahren vordergründig ideologisch geprägt waren und die sozialistische Ideologie in den 70er und 80er Jahren eher in Unterhaltung verpackt war. Momentan arbeitet Sebastian Pfau an zwei Serien, die in den 80er Jahren ausgestrahlt wurden. Dabei handelt es sich um die Serie „Geschichten üben Gartenzaun“ und deren Fortsetzungsserie „Neues üben Gartenzaun“. Doch wie sieht die Analyse einer solchen Serie konkret aus? Der erste Schritt ist natürlich, sich die Serien anzusehen. Daraufhin folgt die Recherche und Durchsicht von Produktionsunterlagen im Deutschen Rundfunkarchiv. Dabei fanden die Forscher

on Alltag gewesen. Die Analyse erfolgt dann unter verschiedenen methodischen Gesichtspunkten, welche die Forscher selbst entwickelt haben.

Die Bestände des Deutschen Rundfunkarchivs sind besonders für die genrespezifischen Teilprojekte von Bedeutung, da sich in der entsprechenden Abteilung Fernseharchiv Mitschnitte des DDR-Fernsehens von der ersten Sendung am 21.12.1952 bis hin zur Einstellung des Sendebetriebs am 31.12.1991 befinden. Erleichtert wird die Arbeit im DRA durch einen Kooperationsvertrag. Ein Koordinator, Dr. Uwe Breitenborn, kümmert sich vor Ort um die Bereitstellung der Materialien. Die Ergebnisse der Forschungsarbeiten werden in den MAZ-Bänden (Materialien, Analysen, Zusammenhänge) veröffentlicht, die sich vor allem an ein wissenschaftliches Publikum richten.

### Neue Projekte starten

Zum Ende vergangenen Jahres mussten für das Gesamtprojekt Neuanträge für weitere drei Jahre gestellt und Zwischenberichte geschrieben werden. Auf einer „Begehung“ wurden im November 2003 diese einem Gutachtergremium der DFG vorgestellt. Die Gutachter kamen nach Halle und machten sich ein Bild, wie bisher gearbeitet wurde und welche Ergebnisse bereits vorlagen. Prof. Viehoff kennt beide Seiten der Prozedur, ist er doch selbst Gutachter bei anderen Forschungsprojekten. „So eine Begehung ist immer ein wichtiges und auch aufregendes Verfahren“, so Prof. Viehoff, schließlich gehe es dabei um die Verlängerung der einzelnen Projekte. Die Gutachter der Deutschen Forschungsgemeinschaft entschieden im November positiv für die Weiterführung von neun Projekten. Zwar ist nun mit dem *Kinderfernsehen* ein Teilprojekt ausgeschieden,

Doch worum genau geht es in diesem neuen Teilprojekt? Frau Dr. Ulrike Schwab, wissenschaftliche Mitarbeiterin in diesem Projekt, erklärt es so: „Zunächst ist ein Genrebegriff zu definieren, der das fiktionale und das dokumentarische Element in Beziehung setzt. Danach sind die fiktionalen Geschichtssendungen aus dem Materialbestand des Deutschen Rundfunkarchivs in Potsdam insgesamt zu erfassen. Der Themenspektrum lässt geschichtspolitische Schwerpunkte erkennen, wonach sich Gruppierungen von Sendungen inhaltlich auswerten lassen und ein Wandel in der historischen Aussage nachvollziehbar wird.“ DDR-Spielfilme zu geschichtlichen Themen sollen demnach auf ihre gesellschaftspolitischen Inhalte und ihre ästhetische Form hin untersucht werden. Die Idee der DDR hätte sich nämlich beispielsweise in den Luther- oder Thomas-Müntzer-Filmen viel klarer und nachhaltiger für die Bevölkerung ausgeprägt als im „Schwarzen Kanal“ oder in der „Aktuellen Kamera“, sagt Prof. Viehoff. In welcher Weise spiegeln diese Filme also im Zeitverlauf die politische Intention ihrer Macher wider? Wurden spezielle geschichtliche Themen ganz bewusst inszeniert? Sollten sie beim Zuschauer vielleicht die eigene sozialistische Geschichte rechtfertigen? Man darf auf die Forschungsergebnisse des neuen Projekts, das mit den anderen Teilprojekten kooperieren wird, gespannt sein.

Im Auftrag der Wissenschaft Fernsehen kicken: Das ist mehr als Unterhaltung und der (n)ostalgische Blick auf längst vergangene Fernsehwelten. Es erlaubt aus heutiger Sicht die kritische Auseinandersetzung mit deutscher Fernsehgeschichte.

Mehr zu den Ergebnissen und aktuellen Arbeitsständen unter [www.ddr-fernsehen.de](http://www.ddr-fernsehen.de)

# „Rush“-Hour

## Deutsch-französischer Erfahrungsaustausch in Paris

Zum zweiten Mal nahmen MuK-Studenten am Projekt „Rush“ des Kulturkanals arte teil. Ziel des Projekts ist es, die Teilnehmer im Umgang mit dokumentarischem Filmmaterial zu schulen und ihnen die Möglichkeit zu geben, sich mit Studenten anderer Universitäten und Filmhochschulen auszutauschen. Wie im vergangenen Jahr galt es, aus professionellem Rohfilmmaterial („Rushes“) eigene Kurzfilme zu schneiden. Bei der Projektauswertung in Paris waren die MuK-Teams in diesem Jahr besonders erfolgreich. Anja Schließ war dabei und berichtet von ihren Erfahrungen.

Von Anja Schließ

„Wer hat Angst vor dem Minotaurus?“ - diese Frage stellte sich nicht nur Dominique Gros in ihrem gleichnamigen Dokumentarfilm, sondern auch alle deutschen und französischen Teilnehmer der diesjährigen arte-Aktion „Rush“. Aus einer Auswahl von 20 Stunden Rohmaterial zu dem von arte koproduzierten Film sollten in einem Kreativwettbewerb kurze Filmbeiträge geschnitten werden. Insgesamt 15 MuK-Studenten wollten sich dieser Herausforderung stellen und bildeten fünf Arbeitsteams. Uns allen war bewusst, dass dies ein anstrengendes und zeitaufwändiges, aber mit Sicherheit auch interessantes Projekt sein würde, bei dem wir viele Erfahrungen sammeln könnten. In einer Gruppenarbeit von Claudia Pittermann, Kathleen Speichert und mir entstand aus dem umfangreichen Material zum Thema Industrialisierung der Landwirtschaft der achtminütige Beitrag „Das Gesetz des Stärkeren“.

### Die erste Begegnung

Mit Spannung erwarteten wir bereits zu Beginn des Wintersemesters 03/04 das Rohfilmmaterial. Wir wollten endlich sehen, aus welchen Bildern sich unser Beitrag am Ende zusammensetzen sollte. Doch entgegen der ursprünglichen Vereinbarung mussten wir uns bis Ende Dezember gedulden bis die Kassetten verfügbar waren. Was wir dann hauptsächlich sahen, waren Kühe im Stall, Kühe auf der Weide, Kühe im Schlachthof, dann auch mal Schafe und schließlich Stierkämpfe. Darüber hinaus gab es zahlreiche Interviews zu Viehzucht- und Schlachtmethoden mit französischen Züchtern, Bauern und Fleischverkäufern. Doch was sollten wir mit all dem

anfangen? Was hatte Dominique Gros daraus gemacht? Das konnten wir nicht wissen, denn ihren 81-minütigen Streifen durften wir zunächst nicht sehen. Wir wussten nur: ihre Herangehensweise war eine dokumentarische. Uns aber standen zahlreiche andere Möglichkeiten offen, sollten doch die kreative Bearbeitung des dokumentarischen Materials im Vordergrund stehen und die Grenzen des Genres getestet werden. So durften wir experimentieren, verfremden, sogar fiktionalisieren, und das war natürlich für alle eine Herausforderung.

### Vom Papier zum Film

Schon bei der ersten Sichtung hatten die Bilder eine enorme Wirkung auf uns. Besonders beeindruckte uns die Geburt eines Kalbes im Kontrast zu den erschreckend blutigen Szenarien im Schlachthof. Es war schnell klar, dass diese Szenen in unserem Beitrag eine zentrale Rolle spielen sollten. Nachdem wir aus dem französischsprachigen Ausgangsmaterial eine eigene Story entwickelt hatten, galt es nun, diese Ideen technisch umzusetzen. Anders als die Bildebene, die nicht um weiteres Material ergänzt werden durfte,

konnte die Tonebene frei gestaltet werden. Schon zu Beginn der Entwicklung unseres Konzepts hatten wir uns darauf geeinigt, dass wir aufgrund der ausdrucksstarken Bilder im Ton nur Musik verwenden wollten. Ziemlich schnell entschieden wir uns für den klassischen „Bolero“ von Maurice Ravel, der ein besonders eingängiges Motiv aufweist. Die Besonderheit und zugleich Schwierigkeit im Schnitt lag darin, zwischen Bild und Ton eine Kohärenz zu schaffen. Dies erreichten wir in unserem Film, indem wir die Bilder auf den Takt der Musik schnitten. Während die Bild- und Tonebene im Filmverlauf gleichzeitig einen Höhepunkt bilden, ist die dramaturgische Beziehung zwischen den Inhalten von Bild und Ton weniger eindeutig. Nach vielen Stunden am AVID-Schnittplatz funktionierte schließlich unser minimalistisch angelegter Film, in dem wir den Lebenskreislauf einer Kuh und den







damit verbundenen Kontrast zwischen Idylle und Schlachthofgemetzeln darstellten.

### Zur Auswertung nach Paris

Die Semesterferien neigten sich dem Ende zu, die Filmbeiträge der MuK-Teams waren fertig. Nun hatten Prof. Lampe und Silke Mühl die schwierige Aufgabe, aus den fünf eingereichten Beiträgen die drei besten auszuwählen, denn die Teilnahme an der Projektauswertung in Paris war auf maximal drei Arbeitsgruppen beschränkt. Kurz vor der fünftägigen Studienreise in die französische Hauptstadt im Mai stand fest, dass unsere Arbeitsgruppe es geschafft hatte. Die Aufregung war bei mir natürlich groß: ein anderes Land, eine andere Sprache, ein international etablierter Fernsehsender und eine Dominique Gros, die sich alle Beiträge kritisch ansehen würde.

Doch bevor die zweitägige Auswertung der „Rush“-Aktion auf dem Plan stand, hatte arte speziell für die deutschen Teilnehmer ein Zusatzprogramm organisiert. In den ersten beiden Tagen erfuhren wir beim deutsch-französischen Kultursender viel über dessen Sender- und Programmstruktur, die Sendung „Karambolage“ und den Einkauf von Programmen.

Kurzfilme aus 20 Stunden Rohmaterial: Die halleischen Teilnehmer vor dem arte-Studio in Paris



Außerdem durften wir die berühmte Pariser Filmhochschule „La Femis“ im Quartier Montmartre besuchen. Neben einer Führung durch die Film- und Tonstudios der Hochschule, bei der wir die technische Ausstattung bestaunen konnten, faszinierten mich dort besonders die von den Absolventen hergestellten Kurzfilme.

Vom Jean-Renoir-Kinosaal der „La Femis“

zum Kinosaal bei arte: Die Auswertung begann und bald sollten wir unseren eigenen Film auf der Leinwand erleben. In diesem Moment war ich so aufgeregt, dass ich alles um mich herum vergaß. Die Reaktionen des Publikums konnte ich nur in der anschließenden Diskussion aufnehmen. Bevor wir uns den Fragen der Jury und des Publikums stellten, erklärten wir im Speziellen die Musik, die Schnittarbeit und unsere Intention. Durch die positiven Rückmeldungen der Zuschauer hatte ich das Gefühl, dass unser Konzept weitestgehend so aufgefasst wurde, wie wir es auch beabsichtigt hatten. Dominique Gros allerdings wollte sich nicht sofort überzeugen lassen und hakte vor allem bei der Musikauswahl und dem Zusammenspiel des „Boleros“ mit der visuellen Ebene nach. Es begann eine Diskussion darüber, ob und inwieweit der Inhalt der Musik mit dem der Bilder zu vereinbaren sei. Des Weiteren konfrontierten uns die Jurymitglieder mit kleineren Brüchen in unserer Erzählung, die mir nach dem unzähligen Anschauen unseres Filmes zugegebenermaßen nicht mehr aufgefallen waren: Zum Beispiel portionierte der Fleischverkäufer in einer

kurzen Einstellung eine Hähnchenkeule anstatt Rindfleisch.

Die jedem der 23 Filmbeiträge folgende Diskussion schätzte ich sehr. Die Studenten hatten so die Möglichkeit, sich zur Gestaltung und inhaltlichen Aussage ihrer Werke zu äußern. Darüber hinaus interessierte es mich natürlich, wie eine professionelle Dokumentarfilmerin die Beiträge einschätzte. Dominique Gros reagierte überwiegend positiv und gab ein ehrliches und offenes Feedback. Das fiel bei meinem Kommilitonen Andreas Mohrig und seinem Film „Spaziergang“ besonders gut aus. Sein Beitrag kam gänzlich ohne Bilder von Kühen und Schafen aus. Effektiv in Szene gesetzt, erzählt er die fiktionale Geschichte von den Spaziergängen eines Großvaters mit seinem Enkel. Die Jury, die sich aus Dominique Gros, arte-Mitarbeiterinnen und Professoren der teilnehmenden Hochschulen zusammensetzte, kürte seinen Kurzfilm zum besten in der Kategorie „fiktional“.

Mit „gut“ bewertet wurden sowohl unser „Gesetz des Stärkeren“ als auch der drit-

### Rückmeldung durch Jury und Publikum: Zusammenhang zwischen Bildern und Musik diskutieren

te hallesche Beitrag „So ist das Leben?“ von Kristin Bartholmeß, Yves Boczek, Johannes Gutjahr und André Müller. Ihr Beitrag erzählt auf ernsthafte aber auch

humoristische Weise, wie ein Kalb von ausgewachsenen Tieren über Massenviehzucht und -schlachtungen aufgeklärt wird.

Wie schon an der Unterschiedlichkeit unserer drei Filmbeiträge deutlich wird, war die Bandbreite der Projektarbeiten insgesamt erstaunlich groß. Die deutschen Teilnehmer fiktionalisieren das Material oft und gingen experimentell damit um, indem unter anderem mit den Genres Fernsehshow oder Mafia-Film gespielt wurde. Die Franzosen hingegen gingen eher klassisch dokumentarisch oder auch poetisch an das Material heran. Als krönenden Abschluss der Auswertung in Paris sahen wir endlich den Originalfilm von Dominique Gros. Dieser beeindruckte uns natürlich sehr in seiner Professionalität und Ausgefeiltheit. Doch nach „arte-Rush“ stellt sich nicht mehr nur die Frage nach der Angst vor dem Minotaurus. Denn wie die Ergebnisse zeigen, kann aus ein und demselben Material eine Vielzahl von filmischen Aussagen produziert werden.

*Wer neugierig geworden ist, kann sich die MuK-Kurzfilme bei Silke Mühl zur Ansicht ausleihen oder selbst beim nächsten Mal an der Aktion teilnehmen!*



## Regler auf für „Unimono“!

---

Eine Radiosendung von halleschen Medienstudenten gemacht: unter dem Motto „learning by doing“ feilen begeisterte Redakteure erstmals an einem alternativen Radioprogramm.

---

Von Carolin Presdzink

Zentral gelegen, gleich in der Nähe vom Universitätsplatz, sitzt das Hörfunkstudio von „Radio Corax“. In einem Senderaum, der gerade mal Platz für drei Personen bietet, bemühen sich studentische Radioredakteure seit nunmehr fünf Monaten um aufmerksame Ohren.

Jede zweite Woche im Monat, pünktlich um 19 Uhr, heißt es: Regler auf - die Sendung läuft.

Kurz vorher betreten die Freizeitmoderatoren mit pochendem Herzen das Studio. Lampenfieber macht sich breit. Haben wir alles? Sind alle Beiträge und Musikstücke griffbereit? Dann ein Zeichen: wir sind auf Sendung!

Doch bis hierhin war es ein langer Weg. Auf Initiative von Dr. Golo Föllmer wurde das Projekt im vergangenen Wintersemester ins Leben gerufen. Neun MuK-Studenten fanden sich zusammen, um erst einmal Ideen für eine Radiosendung zu sammeln. Die erste Hürde war die Namensfindung. Da gab es Vorschläge wie „Ohr-Insel“ oder „Schmidtfunk“, doch keine der Ideen gefiel wirklich. Schließlich einigten sich die frisch gebackenen Redakteure auf „Unimono“.

Es folgte die Aufgabe, ein selbstständiges Programmkonzept zu entwickeln. Verschiedenste Themen sollten auf möglichst unterhaltsame Weise vermittelt werden, darin waren sich die Radiopioniere einig. Als Format wählten sie das Magazin für eine lockere Mischung aus Musik, Beiträgen und Moderation. Themen wie Soundexperimente, Frühlingsgefühle und sportliche Aktivitäten füllten die

bisher gelaufenen Sendungen. Das abwechslungsreiche Programm richtet sich nicht nur an Studenten und Dozenten, sondern an alle interessierten Hallenser.

Das eifrige Redaktionsteam ist mittlerweile auf 15 Studenten angewachsen. Die Organisation

### Radiopioniere entwickeln eigenes Programmkonzept

des Projekts liegt ganz in ihren Händen. Nur hin und wieder

blickt ihnen Dr. Föllmer über die Schulter. Langfristiges Ziel ist es, die Uni-Radio-Sendung bei „Radio Corax“ fest zu etablieren. Dazu braucht die momentane Redaktion

jedoch kontinuierlich Nachwuchs. Jeder, der Lust auf Radiomachen hat, kann hier mitgestalten. Auch Zuarbeiten einzelner Beiträge sind willkommen.

Doch zurück ins Studio. Mittlerweile ist die Sendezeit schon wieder vorbei. Ein Fazit kann gezogen werden: wie immer sind die 50 Minuten viel zu kurz gewesen. Doch zum Glück war es ja nicht die letzte Sendung und bald ist es wieder so weit, wenn es heißt: Regler auf für „Unimono“!

*Informationen zum Redaktionsteam und dem Sendeprogramm sind zu finden unter [www.unimono.de](http://www.unimono.de)*

Die Redaktion des Rundfunkprojekts Unimono: Einmal im Monat gehen die Studenten auf Sendung.



## Was macht eigentlich...

### ...die MuK-Institutsgruppe?

Von *Christine Maceczek*

Nun, es wäre toll, wenn wir eine hätten. Die Zeit, als die MuK-Studenten noch von einer Institutsgruppe vertreten wurden, liegt nämlich schon etwas zurück, genauer gesagt: drei Jahre. Auf einer Vollversammlung wurden im Juni 2000 erstmals studentische Vertreter gewählt, die sich fortan im Dialog mit den Institutsmitarbeitern für die Interessen der Studierenden einsetzen wollten. Zunächst machte sich die Gruppe in der Phase der Umstrukturierungen stark. „Wir wollten von studentischer Seite ein Zeichen setzen und unsere Stimmen für die Bildung eines eigenständigen Instituts bündeln“, erklärt Jan Wioland, Gründungsmitglied der ehemaligen Institutsgruppe. Das Engagement ging weiter mit der Erstellung eines Infohefts für Erstsemestler und der Organisation der ersten Institutsweihnachtsfeier. Bei Fragen und Problemen rund ums Studium hatte die Institutsgruppe immer ein offenes Ohr.

Doch warum gibt es die Institutsgruppe heute nicht mehr? Schlicht weil zur letzten Wahl zu wenig Studenten erschienen. „Vielleicht weil sie so gut mit ihren Dozenten und auch sonst zurechtkamen. Die Studenten waren wohl der Meinung, keine vermittelnde Instanz zu brauchen“, so Konrad Dieterich, ebenfalls ehemaliges Mitglied der Institutsgruppe.

Probleme, die alle etwas angehen, gibt es an unserem Institut jedoch genug, denkt man nur an die überfüllten Seminare, den fraglichen neuen Einschreibemodus oder den Mangel an Lehrkräften. Die MuK-Studentinnen Christiane Dankert und Denise Demnitz wollen sich für die Gründung einer neuen Institutsgruppe einsetzen. „Wir möchten ein Forum bilden, den Studierenden wieder eine

Stimme geben, damit Probleme und Verbesserungsvorschläge direkt an die Lehrenden weitergeleitet werden kön-



nen“, sagt Dankert. Auch den Professoren und Dozenten würde viel an einem besseren Austausch zwischen Studierenden und Lehrenden liegen, so Dankert weiter.

„I want you“ lautet deshalb die Parole. Wir brauchen wieder eine Institutsgruppe! Denn ohne eine studentische Vertretung im Institut hat auch keiner von uns ein Mitspracherecht in MuK-Angelegenheiten. Wer sich für unser Institut engagieren will, melde sich bei:

*Christiane Dankert*  
[dankert@medienkomm.uni-halle.de](mailto:dankert@medienkomm.uni-halle.de)  
 oder *Dr. Claus-Dieter Edlich*  
[edlich@medienkomm.uni-halle.de](mailto:edlich@medienkomm.uni-halle.de)

### ...die Soap?

Täter im Visier

Die studentische Seifenoper „Unistadt - Ein Campus voller Leben“ geht nach zehn produzierten Folgen in die letzte Runde. Ein Genrewechsel steht an. Aus der Soap wird innerhalb einer Folge ein Krimi. Nachdem dazu bereits im vergangenen Wintersemester eine Storyline entwickelt wurde, ist jetzt auch das Drehbuch fertig geschrieben. Gedreht wird im September 2004. Hauptkommissarin Birgit Sander, ihr Kollege Kommissar Paul Holländer und der Leiter der Spurensicherung Oliver Pobowicz werden in der neuen Serie zahlreiche knifflige Kriminalfälle lösen.

Wie die drei ihren ersten Fall meistern, was Schauspieler, Studenten und Dozenten über das neue Projekt sagen und wie die Krimipläne im Detail aussehen, erfahrt ihr in der nächsten Ausgabe. AH





Nachdem sie zunächst in der Jugendforschung und an einem Institut für Kulturforschung tätig war, ist Frau Dr. Cordula Günther seit Mai 1997 fester Bestandteil des MuK-Teams. Einer ihrer Arbeitsschwerpunkte liegt in der empirischen Medienforschung – insbesondere in der Literatur- und Rezeptionsforschung. Dies spiegelt sich zusammen mit ihrer Orientierung auf alltagskulturelle Prozesse auch in ihren Seminarangeboten wider. Dort stehen unter anderem Themen wie Werbeästhetik oder der Katalog als Medium im Mittelpunkt.

Im empirischen Bereich liegt neben Besucherbefragungen in Museen ihr Hauptaugenmerk auf der Erforschung des Rezeptionsverhaltens von Heftrromanlesern in den Neuen Bundesländern. Wie diese Arbeit begonnen hat, zu welchen Ergebnissen sie bisher führte und was zukünftig noch geplant ist, hat Frau Dr. Günther in einem Gespräch näher erläutert.

## Lesefutter auf dem Nachttisch

### Studien zum Leseverhalten von Heftrromanlesern

Von Andrea Hammer

Als Frau Dr. Günther sich Anfang der 1990er Jahre auf den Weg zu einer Konferenz nach Siegen machte, ahnte sie sicher noch nicht, mit welcher Aufgabe sie zurückkehren würde. Bei dem Zusammentreffen von west- und ostdeutschen Kollegen aus der Medienrezeptionsforschung wurde die Idee zu einem gemeinsamen Projekt geboren. Dann aber Heftrromane zum Gegenstand wissenschaftlicher Forschung zu machen, war neu, wurden diese „Heftchen“ in der Öffentlichkeit doch nur allzu oft als Schundliteratur verpönt.

Kurze Zeit später folgte ein Forschungsantrag an die Deutsche Forschungsgemeinschaft (DFG), der zunächst allerdings nur teilweise bewilligt wurde. „Während ich meine Arbeit im Ostteil des

Landes, vornehmlich in der Region Halle/Leipzig, aufnehmen konnte, musste mein Siegener Kollege Dr. Achim Barsch noch ein ganzes Jahr warten, um entsprechende Untersuchungen auch im Westen Deutschlands durchführen zu können.“ Ziel des Projektes, welches damals noch den Namen „Produktion, Distribution und Rezeption von Heftrromanen“ trug, war es schließlich, das Kulturverhalten in den Neuen und Alten Bundesländern miteinander zu vergleichen.

„Es waren eine Mischung aus eigenem Interesse, Motivation von außen und

der Aktualität des Themas sowie einige Zufälle, die mich damals zur intensiven Auseinandersetzung mit der Thematik bewegen und auch heute noch bewegen.“ Beim Versuch einer Selbsterklärung verweist Frau Dr. Günther zudem auf ihr allgemeines Faible für alltagskulturelle Gegenstände.

1993 startete sie unter großem Zeitaufwand die ersten 20 Interviews im Alleingang. „Damals“, so sagt sie heute, „war es noch etwas leichter, die Menschen für sich zu gewinnen.“ Ein Grund dafür könnten auch die von der DFG an jeden Teilnehmer gezahlten 30 DM gewesen sein. „So durfte ich zum Beispiel eine nette alte Dame kennen lernen, die zwar kaum etwas über Heftrromane, dafür aber umso mehr über ihre aufregende Lebensgeschichte erzählen konnte“, glaubte sie doch, die Ur-Ur-Enkelin von Johann Sebastian Bach zu sein,

erinnert sich Frau Dr. Günther.

Nach ein- einhalb Jahren in Ost- und ca. sechs Monaten intensiver Forschungsarbeit in West-

deutschland wurden dann schließlich alle Interviews ausgewertet. „Es zeigte sich, dass kurz nach der Wende bei den Lesern der ehemaligen DDR noch ein gewisser Nachholbedarf zu herrschen schien und sie die

„Damals war es noch etwas leichter, die Menschen für sich zu gewinnen.“



neue Lektüre zunächst ‚wie verrückt‘ gekauft haben“, erzählt Frau Dr. Günther. Dementsprechend waren die Verkaufszahlen hier vergleichsweise hoch. Zudem wurden auch unterschiedliche Vorlieben deutlich. Während im Osten die Liebesromane von Courths-Mahler sehr beliebt waren, bevorzugten westdeutsche Leser vor allem die bereits seit Jahren laufende Science-Fiction-Serie „Perry Rhodan“. Für die ostdeutschen Schmökler war diese im wahren Sinne des Wortes noch ein unbekanntes Universum. Im Laufe der folgenden drei Forschungsjahre seien dann zumindest bei den Leserinnen erotischer Romane in Taschenheft-Form kaum noch Ost-West-Unterschiede auszumachen gewesen. Verkaufszahlen und Favoriten waren hier ungefähr gleich.

Insgesamt habe sich das Leseverhalten in Ostdeutschland auch noch Mitte der 90er Jahre in einer Umbruchphase befunden, so Frau Dr. Günther. Nach dem Wandel von staatlicher Reglementierung hin zur freien Lektürewahl seien generell drei verschiedene Lesergruppen im Osten des Landes auszumachen gewesen. „Zum Ersten waren das Leser, die ihre bisherigen literarischen Interessen und Vorlieben auch nach der Wende beibehielten und diese nur um die Heftromanlektüre erweiterten. Eine zweite Gruppe veränderte ihre Lese-gewohnheiten und wandte sich nun vordergründig Unterhaltungsliteratur zu, also weg von anspruchsvoller, hin zu ‚seichter‘ Lektüre.“ Viele dieser Befragten gaben außerdem an, dass sie nicht mehr so viel läsen wie vor dem Mauerfall. Und schließlich habe sich ein dritter Trend abgezeichnet. Einige der Leser seien sogar dazu übergegangen, nur noch Heftromane und Zeitschriften zu lesen.

Bezüglich der Wahrnehmung des schlechten Images von Heftromanen sei gesamtdeutsch mindestens eine Zweiteilung der Leser zu erkennen gewesen. „Während einige Leser die Heftromane als ‚gute‘ Literatur bezeichneten, nahmen andere durchaus eine kulturkritische Position ein. Sie meinten, Heftromanlektüre sei gar kei-

ne ‚richtige‘ Literatur, sie bilde nicht und diene lediglich der Unterhaltung.“ Sowohl in Ost- als auch in Westdeutschland seien somit unterschiedliche Positionen deutlich geworden: Heftromanleser, die Literatur anhand des Unterhaltungsgrades positiv bewerteten einerseits und Heftromanleser mit einer kritischen Distanz zur Lektüre andererseits. Hier zeigte sich, so Frau Dr. Günther, ein unterschiedlicher Literaturbegriff.

Mitte der 90er Jahre war die Auswertung aller Interviews abgeschlossen und punktuelle deutsch-deutsche Vergleiche waren gezogen. „Nachdem das Projektziel erreicht war, die Forschungsberichte an die DFG verschickt wurden und die finanzielle Unterstützung auslief, legte auch ich meine Untersuchungen eine Zeit lang auf Eis“, erzählt Frau Dr. Günther.

Vor einigen Jahren dann lebte ihr Interesse an der Heftroman-Thematik wieder auf. „Ich plante neue Interviews im Raum Halle/Leipzig, um herauszufinden, ob sich der damals abzeichnende Trend tatsächlich bewahrt hatte, das heißt, gibt es heute Menschen, die

wort zu helfen.

„Es bedarf zwar etwas Geduld, Interviewpartner zu finden“, so Dr. Günther, „da die Menschen heute ja regelrecht mit Fragen nach Interviews zugepflastert werden und das Misstrauen somit auch größer ist als früher.“ Aber dass es nicht unmöglich ist,

zeigen die Erfolge des vergangenen Wintersemesters.

Ob sich der Trend zum ausschließlichen Heftromanlesen heute bestätigt oder nicht, kann in Zukunft vielleicht jeder nachlesen. „Nachdem ich meine früheren Forschungsergebnisse in zwei Ausgaben der wissenschaftlichen HALMA-Hefte (Hallische Medienarbeiten, Anm. d. Red.) publiziert habe, überlege ich nun, die neueren Studien auch in einem Buch zu veröffentlichen.“

Und was denkt Frau Dr. Günther selbst über Heftromane und deren Ruf? „Ich glaube, dass sich insbesondere durch die Forschungsansätze der Cultural Studies das Ansehen von Heftromanen in den letzten Jahren verbessert hat und eine größere Selbstverständlichkeit für diese Literatur entstanden ist.“ Zudem plädiert sie - ohne selbst „freiwillige“ Heftromanleserin zu sein - für die Argumentation, dass „Li-

„Literatur ist auch immer das, was die Menschen als Literatur ansehen.“

Die neue Lektüre wurde zunächst „wie verrückt“ gekauft.

---

Gibt es heute Menschen, die ausschließlich Heftromane und gar keine Bücher mehr lesen?

---

ausschließlich Heftromane und gar keine Bücher mehr lesen?“ Dieser Frage geht sie in ihren gegenwärtigen Studien nach. In den von ihr regelmäßig angebotenen Seminaren haben auch Studenten die Möglichkeit, Interviews mit Heftromanlesern durchzuführen, um so bei der Suche nach einer Ant-

teratur auch immer das ist, was die Menschen als Literatur ansehen.“ Dennoch sei auch heute noch eine ganze Menge Aufklärungsarbeit zu dieser Thematik notwendig, damit die Heftromanlektüre und die Forschung darüber eine größere Normalität in der Gesellschaft erlangen.

# Diddl, Dirndl, Disney World

## Die Angst vor dem Kitsch und ein Versuch, sein Geheimnis zu lüften

Von *Claudia Mattern*

Gemusterter Zierteppich, darauf verschnörkeltes Glastischchen. Spitzendeckchen, Brokatdeckchen. Silberne Untersetzer, Schnapsgläser, Kristallvasen, darin Blumen - keine echten. Von der Decke baumelt eine Blumenampel in Makramée, an der Wand steht ein Schrankmonument aus Gelsenkirchen: Kitsch ist Objektanhäufung zum Zwecke der Verschönerung.

Die typischen Bewohner dieses Szenarios sind nach der Auffassung von Gerhard Schulze über 40, dickleibig, behäbig, ungenügend. Schulzes Prototypen sind die Hausfrau im Billigmarkt mit der Einkaufstasche auf Rädern, das Rentnerehepaar, die Wurstverkäuferin. Sie besitzen eine geringe Schulbildung, treten öffentlich kaum in Erscheinung, denn das Fremde und Unbekannte macht ihnen Angst, deshalb bleiben sie lieber zu Hause. Was Kleidungsfragen angeht, lieben sie das ästhetisch Konservative. Also kaufen sie ihre Bügelfaltenhosen, Faltenröcke und Strickjacken von der Stange, bevorzugt in zurückhaltenden Farben (grau, beige, olive, dunkelblau). Auch ihre Frisuren sind „unaufdringlich“. Beliebte Freizeitvergnügungen sind Fußball, Kaffeefahrten, das Auto pflegen, sauber machen, fernsehen. Weil sie die schlichte Harmonie suchen, lieben sie Blasmusik, deutsche Schlager, Heimatfilme, Bestsellerromane, das Goldene Blatt, die Bildzeitung. Außerdem neigen sie zum Fatalismus, zur Realitätsflucht und politischen Unterordnung. „Die Erlebnisgesellschaft“ ist der Titel der Studie, in der Gerhard Schulze alltagsästhetische Schemata und Milieus zu ergründen sucht. Und über allem schwebt der Kitschbegriff.

Aber Kitsch findet im Kopf des Betrachters statt, und folglich ist die Diskussion über Kitsch ein Fass ohne Boden. Umhüllte Klopapierrolle, Wackeldackel, Poesiealbum sind noch längst nicht alles. Der Kitschbegriff scheint überall anwendbar, in allen Bereichen der Künste, des Lebens und des ästhetischen Verhaltens. Winnetou, Heintje, Diddl, Dirndl, Disney World - Kitsch kennt keine Grenzen. Bemerkenswert ist, dass das Kitschurteil meist intuitiv und spontan gefällt wird, eine sachliche Begründung bleibt auch auf Nachfrage meistens aus.

Vor allem dann, wenn er von ‚Kunst‘ abgegrenzt wird, verbindet sich mit Kitsch meist ein negatives Werturteil. Im zweiten Drittel des 19. Jahrhunderts wurde er zu einem ästhetischen Feindbild. Etymologisch zurückgeführt wird Kitsch auf „kitschen“, was mundartlich „zusammenscharren“, „streichen“, „schmieren“ bedeutet. Das Wort tauchte erstmalig 1870 im Münchner Kunsthandel im Zusammenhang mit einer steigenden Nachfrage nach billigen, sentimentalen Bildern auf. 1911/12 fand der Kampf gegen die „Schundindustrien“ in der Ausstellung „Guter und schlechter Geschmack im Kunstgewerbe“ des Landesgewerbemuseums Stuttgart lautstarken Ausdruck. In einer „Schreckenkammer“ wurden beispielhafte Geschmacksvorlieben an den Pranger gestellt. Das Gegenstück bildeten die „ästhetischen Reinkulturen“ aus den Manufakturen in Meißen, Schwarzburg und Karlsruhe. Die Läuterung misslang - wie wir heute wissen.

Seit den 1920er Jahren wird der Begriff allgemein verwendet, um anerkannte ‚hohe‘ Kunst von trivialer Massenkunst abzugrenzen. In der älteren Kitschforschung konzentrierte man sich allerdings auf eine anthropologische Sicht: Kitsch drückt eine typische Haltung und typische Charaktereigenschaften aus: „unreflektierter Genuss von Stimmungen, passive Aufnahme der Welt ohne eigenen Gestaltungswillen, Hang zu bequemer Wunscherfüllung“, heißt es in der Brockhaus Enzyklopädie.

Den formalen und wirkungsästhetischen Charakteristika des Kitsches widmete sich erst ab 1970 die Literatur- und Kunstwissenschaft. Zu dieser Zeit wurde das Thema ausgiebig diskutiert, und man erweiterte den Literatur- und Kunstbegriff um das Genre der Trivialliteratur.

Will man Kitsch definieren, müssen zwei Bedeutungsebenen betrachtet werden: Einerseits ist Kitsch das durch den Kanon der „hohen“ Kunst Ausgegrenzte, andererseits das,



was konsumiert wird, weil es angenehme Gefühle hervorruft. Dabei greift Kitsch auf Formen und Inhalte zurück, die ein bestehendes Harmoniebedürfnis emotional bestätigen. Aber ohne eine Definition von „hoher“ Kunst ist eine Definition von Kitsch nicht denkbar und umgekehrt. Hat allein die Kulturindustrie den Kitsch zu verantworten? Gehören die Hausschuhe in Gestalt von Bärenatzen zu einer neuen Art von Volkskunst? Welchen Zweck erfüllt der „echte“ Sonnenaufgang am Meer? Läutet die beleuchtete Miniaturgondel eine neue Demokratisierung der Sinne ein?

Hermann Broch sah 1933 im Kitsch das „ethisch Böse“ im System der Kunst. Kitsch ist das Gegenteil von Kunst, und nicht nur das: Er ist Ausdruck von Unfreiheit, Dogmatismus, reaktionärem Denken und Lüge. Schuld daran ist der „Kitschmensch“, der ohne den Kitsch nicht existieren kann, weil er einen Lügen- und Verschönerungsspiegel braucht.

Ludwig Giesz' Interesse hingegen galt 1961 dem Kitscherleben. Laut Giesz fallen wir einem sentimental „Selbstgenuss“, der „Genüsslichkeit“ anheim. Der kitschige Sonnenuntergang lullt ein, er ist klebrig, exhibitionistisch und macht vor allem passiv. Ganz im Gegensatz zur herben, kühlen, schwer zugänglichen Kunst.

„Kitsch ist Kunst ohne Tränen, alltägliche Kunst“, sagte 1971 der Psychologe Abraham Moles. Daher sei Kitsch die Kunst der Massengesellschaft, er habe die Volkskunst ersetzt. Bärenatzenhausschuhe gehören demnach wohl auch zur neuen Volkskunst? Nach Moles haben die meisten Menschen zur „elitären“ Kunst keinen Zugang, weil sie keine Mühe haben und sich nicht anstrengen wollen. Bärenatzenhausschuhe als Objekte der Kitschkultur sind demnach aufgrund der Massenproduktion zwar produktionsseitig vom Individuum entfremdet, doch die Beziehung des hausschuhtragenden Individuums zu seinen Schuhen ist „echt“. Insofern ist zwar nicht der Vorwurf an den Kitsch, aber jener an den Kitschkonsumenten hinfällig, weil einzig die Beziehung des Menschen zur Sache von Bedeutung ist. Moles' Schönheitsbegriff ist ein postmoderner, er gesteht jedem seinen Hausschuhgeschmack zu.

Gert Selle plädierte 1983 für das Allerweltsdesign als einen Gegenentwurf zum Designobjekt, der in der Regel in den Museen zu sehen ist. Der Designer, so Selle, halte sich seit 1900 für einen kulturellen Vormund, der meint, die Gebraucher von „Kitsch“ in die „Freiheit“ führen zu müssen. Der scheppernde Hühnerwecker aus Plastik sei Teil einer neuen „kleinbürgerlichen“ Produktkultur, in der die Normen verschwimmen. Die Leute wissen nach Ansicht Selles selber, was für sie Gebrauchswert und Identitätsdarstellung bedeutet und welchen Wecker sie sich am besten neben das Bett stellen. Sie brauchen keine Kulturpädagogen, die ihnen etwas vorschreiben. Ein Geschmacksurteil - denn nichts anderes ist das Kitschurteil - ist ein Standpunkturteil. Selle beruft sich auf Pierre Bourdieu (1982), wenn er sagt, dass jeder, der seinem Geschmack gemäß lebt, einen guten Geschmack hat.

Harry Pross widmete sich 1985 den magischen Auseinandersetzungen des Kitschmenschen mit seiner Umwelt. Dieser unterscheidet eben nicht zwischen Wunsch und Erfüllung oder Bild und Sache. Die beleuchtete Miniaturgondel aus Venedig ist also, so Pross, die „Trophäe des kleinen Mannes“, bei der eine Angleichung der Größenverhältnisse stattfindet. Venedig wird ins eigene Heim geholt, weil das Souvenir ein Urlaubsgefühl transportiert. Im Gegensatz zu den bisherigen Theoretikern schließt Pross auch sich selbst nicht aus: Denn wir alle seien ja gelegentlich Kitschmenschen und scheiterten an der „Sentimentalitätsklippe“.

Die meisten Kitsch-Untersuchungen bestätigen die Ablehnung von bestimmten Textsorten. Hier macht Günther Waldmann 1979 ideologische Momente aus und rückt sie in den Mittelpunkt seines Textes. Weil Kitsch etwas „Minderwertiges“ darstelle, sei die Frage nach der Art, Form und Struktur des Kitsches eine Frage nach den Wertschätzungen desjenigen, der den Kitschbegriff verwendet. Das Kitschurteil wird zum Machtinstrument der sozialen Diffamierung. Am Beispiel des Schwangerschaftsratgebers von Verona Feldbusch liest

*Vom ethisch Bösen zur  
Sentimentalitätsklippe*

*Kitsch als Machtinstrument*



*Kitsch und der denkende  
Zuschauer*

sich seine Position folgendermaßen: Die Bedürfnisse der Feldbusch-Ratgeberleserin sind gesellschaftlich bedingt und legitim, jedoch ist die Nutzerin nicht in der Lage, den Warencharakter des Romans zu erkennen, der nun mal ein Produkt der Unterhaltungsindustrie ist. An dieser Stelle gibt sich Waldmann als Vertreter der Kritischen Theorie zu erkennen: Das Lesen von „Der kleine Feldbusch“ führt dazu, dass der emotionale Bereich genormt, gelenkt, letztlich fremdbestimmt ist. Somit schließt er aus, dass die Leserin das Buch individuell rezipiert.

Nach Waldmann stellt also auch Brochs Verurteilung des Kitsches ein derartiges Standpunkturteil dar: Kitsch als „ethisch Verworfenener, ein Verbrecher, der das radikal Böse will“, ist ein moralisches Werturteil, das eine Emotionalisierung des Lesers bewirken will und in seinem Pathos paradoxerweise kitschige Züge annimmt.

Ien Ang, eine Vertreterin der aktuelleren Cultural Studies, nimmt eine Gegenposition zur Kritischen Theorie und Waldmann ein. 1986 stellte sie die These auf, dass die Art und Weise, in der ein Kulturprodukt konsumiert wird, nicht aus der Form abgeleitet werden kann, in der es produziert wurde. Der Konsum hänge vielmehr von zahlreichen soziokulturellen und psychologischen Bedingungen ab. Auch dem Vorwurf des Eskapismus, von dem in der Kitschtheorie häufig die Rede ist, widerspricht sie: „Die Flucht in eine Phantasiewelt ist auch Spiel mit der Wirklichkeit, nicht nur deren Verleugnung.“ Die ablehnende Haltung von Fernsehzuschauern zum RTL-Dschungelcamp („Ich bin ein Star - Holt mich hier raus“) etwa lasse sich emotional und moralisch mit Kategorien wie Verantwortung, kritische Distanz, ästhetische Reinheit etc. erklären, um Missfallen zu legitimieren und zu veranschaulichen. Die Ideologie des Populismus nimmt die entgegengesetzte Position ein: Sie weist jeden Versuch, über das Dschungelcamp ein Urteil abzugeben, mit der Begründung zurück, Geschmack sei eine subjektive Angelegenheit.

Moralische Kategorien bilden eine zentrale Komponente in der von Ang beschriebenen ‚Ideologie der Massenkultur‘ (genauer: Ideologie der Massenkulturrkritik). Schon der Begriff der ‚Massenkultur‘ sei verunglimpfend, weil er von einer Zweiteilung der Kultur in ‚gute‘ und ‚schlechte‘ ausgehe: ‚Gut‘ sei jene, die dem Ideal der ‚hohen‘ Kunst entspreche, weil sie den Geist bemüht, ‚schlecht‘ sei der Rest. Angs Fazit ist, dass die moralischen Kategorien, auf denen die Ideologie der Massenkultur(kritik) basiert, das Vergnügen am Dschungelcamp zu einem irrelevanten, nicht legitimierten Kriterium machen. Im Gegensatz zu den Theorien der Massenkultur, die vom passiven und willfährigen Konsumenten ausgehen, halten andere Theoretiker der Cultural Studies wie John Fiske die Rezipienten für durchaus handlungsfähig. Die Rezipienten eignen sich laut Fiske die von der Kulturindustrie vorgegebenen Ressourcen gemäß eigener Interessen an und nehmen die Veränderung ihres Alltags selbst in die Hand. Eine Kitschanalyse muss also auch die soziale Alltagspraxis der Konsumenten berücksichtigen.

*Kitsch öffnet Schleusen*

Vor Kitsch haben die Menschen Angst, weil er emotionale Schleusen öffnet. Kitsch funktioniert dann, wenn das präsentierte Szenario persönlich relevant ist und man der moralischen Perspektive zustimmt, sagte Jürgen Grimm 1998. Es gibt auch den „Anti-Kitsch-Affekt“ und den „Anti-Kitsch-Menschen“, häufig männlichen Geschlechts. Dieser distanziert sich zum Beispiel von der Kuschelrock-Romantik, weil er verdrängte Gefühle vermeiden will, die durch Streichquartett-gewaltige Balladen häufig ausgelöst werden. In Wahrheit, so Grimm, ist jeder prinzipiell anfällig für Kitsch (vielleicht nicht jeder für Kuschelrock). Der eigentliche Kern des Kitsches sei nämlich mit einem Teil unserer Emotionen, Ängsten, Träumen identisch. Kitsch ist also ein besonderer Modus des Erlebens, in dem ästhetische Maßstäbe ihre Bedeutung verlieren und der Gefühlsfaktor dominiert.

*Kitsch in Massen*

Die zahlreichen theoretischen Positionen lassen sich nicht in einem übergeordneten Kitschbegriff vereinen. Es zeichnen sich vier Typen ab, denen unterschiedliche Umgangsformen zugrunde liegen: Es gibt zunächst die strikte Kitsch-Ablehnung (z. B. RTL-Dschungelcamp: „Kitsch ist Schund“), die auf der von Ang bezeichneten Ideologie der Massenkultur(kritik) basiert und zur Abgrenzung gegenüber dem „schlechten“ Geschmack der anderen dient. Ihr Gegenteil ist die unreflektierte Kitsch-Bejahung (z. B. Bärentatzenhausschuhe: „Sie gefallen mir so gut“), der das von Ang beschriebene Vergnügen an kulturellen Praktiken zugrunde liegt. Der ironische Kitsch-Gebrauch unterscheidet zwischen niedrigem/kindlichem Kitsch (z. B. Hello Kitty, Polly Pocket, Mangas: „Kitsch ist süß“) und grotes-

kem Kitsch (z.B. Teleshopping: „Kitsch ist amüsant“). Beim niedlichen Kitsch findet keine ästhetische Ablehnung statt, beim grotesken Kitsch durchaus, da das Ziel die eigene Distinktion und Abgrenzung darstellt. Der bewusste Kitsch-Gebrauch zur Gefühlserzeugung (z. B. Liebeschnulze im Kino: „Ich sehe es mir an, um wieder mal richtig weinen zu können“) ist eine intellektuelle Kategorie, die um den Kitsch weiß, den man vor sich hat. Auch hier findet eine bewusste Abgrenzung von der Masse naiver Kitschkonsumenten und gegenüber der Ideologie der Massenkultur (Kritik) statt.

Die Rolle der Massenmedien in Bezug auf das Kitschphänomen ist vielschichtig. Massenmedien sind Voraussetzung für die Entstehung und Verbreitung von Kitsch, weil sie zugleich die massenhafte (Re-)Produktion und den Vergleich zwischen Original und Kopie ermöglichen. Durch seine mediale Vermittlung kann Kitsch auch eine große Rezipientenzahl erreichen und deren Bedürfnisse nach „schönen“ Gefühlen, Vergnügen etc. befriedigen. Die Abhängigkeit zwischen Kitsch und den Massenmedien ist aber eine wechselseitige: Kitsch braucht die Massenmedien, umgekehrt jedoch braucht ein Großteil der Massenmedien den Kitsch, denn das Bedürfnis nach „schönen“ Gefühlen kann durch Kitschangebote befriedigt werden. Außerdem wird jenes Bedürfnis gezielt verstärkt und dadurch der Medienkonsum angeregt. Ein kleiner Teil der Massenmedien, die Feuilletons der Tages- und Wochenzeitungen, Kultursender wie arte, Deutschlandradio etc., bekämpft den Kitsch nach wie vor, da seine Vertreter einem bürgerlichen Idealbild huldigen, das die Distanz zwischen „hoher“ Kunst und Massenkultur aufrechterhalten will.

Seit in den 1980ern und 1990ern die Kitschkunst in die Museen eingezogen ist, meint Kitsch nicht mehr das, was er einmal bezeichnet hat. Umberto Eco vertrat 1987 die Ansicht, dass nicht nur die ‚hohe‘ Kunst, sondern auch Kitsch Anstöße zur Reflexion, Erschütterung, (Selbst-)Erkenntnis o. Ä. geben kann. Heute kann man den Begriff in seinem historisch bestimmten Sinn fast nicht mehr verwenden.

Aber hat die Rehabilitation des Kitsches tatsächlich stattgefunden? In den zeitgenössischen Künsten sicherlich, in den Köpfen der meisten Menschen keineswegs, wenn auch aufgrund von Modetrends die Akzeptanz größer geworden ist. Der Kitschbegriff polarisiert, weil er in erster Linie ein Werturteil darstellt. Weder postmoderne Pluralität noch Kitsch in den (nicht nur bildenden) Künsten scheinen im Bewusstsein vieler Leute ihre Spuren hinterlassen zu haben. Der Kitschbegriff sei überflüssig, unbrauchbar, selbstgefällig, elitär, schreiben Selle und Waldmann. Doch es würde wenig Sinn machen, ihn abzuschaffen. Man wird nicht auf ihn verzichten können, aber man muss ihn heute differenzierter verwenden.

*„Kitsch – ein massenmediales Phänomen?“ hieß das Proseminar, welches von der Autorin im WS 03/04 am Institut für Medien- und Kommunikationswissenschaften gehalten wurde.*



## Gestern Paris – heute Rotterdam – morgen Berlin

Mit 200 Prozent im Filmgeschäft unterwegs



### Zur Person

Name: Elke Steinweg

Alter: 34 Jahre

Beruf: Producerin bei der  
Pallas Film GmbH  
Universitätsring 14  
06108 Halle

geb. am 11.02.1970 in Halle  
1976-1986 Schulbesuch in der  
DDR

keine Zulassung zur EOS (aus  
politischen Gründen)

1986-1989 medizinisches  
Fachschulstudium zur

Physiotherapeutin

1989-1992 St. Barbara Kranken-  
haus Halle, Frühgeburtenstation  
1992-1993 Reisen und Begleitung  
von Freunden (Archäologie-

studenten) bei Ausgrabungen  
1993-1996 Nachholen des Abiturs  
auf dem zweiten Bildungsweg

1996 Beginn des Studiums der

Medienwissenschaften in Halle

- internes Praktikum beim  
MuK-Krimiprojekt
- Erstellen des MDM-  
Medienguides für Sachsen-  
Anhalt
- zweimonatiges Praktikum bei  
Volker Schlöndorff

2000-2001 Produktionsassisten-  
tin bei der Kinowelt in München  
Herbst 2000 Abbruch des  
Studiums

2001-2002 Assistentin von  
Helmut Dietl (u.a. Bereich  
Development) in München

seit Januar 2003 Producerin bei  
der Pallas Film GmbH

### Von Andrea Hammer

Es sind die bunten Mosaiksteine eines turbulenten Lebens. Doch Elke Steinwegs Biografie ist das Ergebnis harter Arbeit und einiger glücklicher Fügungen. Wie sie heute sagt, habe sie schon immer gespürt, dass die Arbeit mit dem Medium Film genau das ist, was sie immer machen wollte. Doch sträubte sie sich anfangs dagegen, in die Fußstapfen ihres Vaters zu treten, der selbst Kameramann beim Bildungsfernsehen in der DDR war. Im Alter von 26 Jahren, mit dem Abitur in der Tasche, wird ihr dann aber klar: Du musst zum Film!

Sie beginnt das Studium der Medien- und Kommunikationswissenschaften in Halle. Bereits während des Grundstudiums sammelt sie viele praktische Erfahrungen. Sie wird studentische Hilfskraft und arbeitet, um ihr Studium zu finanzieren, nebenbei noch als Produktionsassistentin beim Radiosender MDR Sputnik. Dann der erste Lohn für ihren Fleiß: die Mitteldeutsche Medienförderung (MDM) vermittelt ihr ein Praktikum als Setaufnahmeleitungsassistentin bei Volker Schlöndorff, einem der bekanntesten deutschen Regisseure. Sie erlebt die Produktion des Films „Die Stille nach dem Schuss“ hautnah mit, ihr erster großer Schritt in die Filmbranche. Kurz vor den Zwischenprüfungen beschließt sie, noch einige Urlaubstage in Italien zu verbringen. Auf dem Weg dorthin macht sie einen kleinen Abstecher nach München. Eigentlich will sie sich hier bei der Kinowelt Filmproduktion um ein Praktikum bewerben. Doch nach drei schönen Tagen im

sonnigen Italien klingelt überraschend das Handy. Am anderen Ende ist Ulrich Limmer, Produzent bei der Kinowelt, und bietet ihr einen Job als Produktionsassistentin für die Produktion „Das Sams“ an. Gesagt, getan. „Das war ein Riesenschnitt.

### Ihr wird klar: Du musst zum Film!

Ich habe von heute auf morgen mein Leben komplett nach München verlagert“, so Elke Steinweg. Im August 2000 beginnen die Dreharbeiten zu dem bis dahin teuersten deutschen Kinderfilm. Gedreht wird in Bamberg, Zürich und auf Mallorca.

Ihr Studium setzt sie nicht fort. Nach einem halben Jahr Arbeit in München erhält sie erneut ein Angebot und bleibt schließlich bei der Kinowelt. Im Sommer 2001 ist sie mitten in den Vorbereitungen für ein neues Projekt. Dann der Schock: ein Anruf, die Kinowelt ist pleite. Da Steinweg die letzte war, die eingestellt wurde, ist sie auch die erste, die gehen muss. „Damit ist meine Karriere wohl so schnell wie sie startete auch wieder vorbei“, ist ihr erster Gedanke.

Ulrich Limmer hilft ihr und empfiehlt sie bei Helmut Dietl, einem der erfolgreichsten Regisseure Deutschlands. Dieser weiß um ihr Können und bietet Steinweg überraschend eine Stelle als seine persönliche Assistentin an - wer kann da schon Nein sagen? Etwa zwei Jahre lang liest sie unendlich viele Drehbücher und trifft sich mit verschiedenen Autoren. Sie verfolgt den Werdegang des neuen Dietl Drehbuchs und ist an den Vorbereitun-



gen des Debütfilms „Schatten der Zeit“ von Oscarpreisträger Florian Gallenberger beteiligt.

Ende 2002 wächst in ihr der Wunsch, wieder in den Osten zurückzukehren, um dort kleinere Geschichten für kleinere Kinos zu realisieren. Auch hier ist das Glück auf ihrer Seite. Kurz bevor sie ihr Vorhaben bei der MDM streut, haben sich Karl Baumgartner (Pandora Film) und Thanassis Karathanos (Twenty Twenty Vision) dazu entschlossen, in Mitteldeutschland eine Firma für den osteuropäischen Arthouse-Filmmarkt zu gründen. Sie suchen jemanden, der sich als Producer um diese Firma kümmert und die Projekte betreut - genau die richtige Herausforderung für Elke Steinweg.

Seit Juni 2003 arbeitet sie nun wieder in Halle bei der Pallas Film GmbH. Das Hauptaugenmerk der Firma liegt auf internationalen Koproduktionen für den Arthouse-Filmbereich, vorrangig in Osteuropa. „Wir sind aber auch nicht abgeneigt, wenn ihr uns einen tollen Stoff liefert, den wir in Mexiko, Thailand, Neuseeland oder sonst wo verwirklichen können“, fügt Steinweg lächelnd hinzu. Schwerpunktmäßig sollen Spielfilme produziert werden. Es sei aber auch in Ordnung, wenn hier und da mal ein Dokumentarfilm dabei sei.

Das Budget für eine Produktion beläuft sich durchschnittlich auf 1,5 bis 2 Millionen Euro. Baumgartner, Karathanos und Steinweg sind sehr daran interessiert, Debütfilme von Regisseuren vor allem auch aus Ostdeutschland zu realisieren.

Die Firmengründung vor nunmehr ein- einhalb Jahren verläuft problemlos. Schnell einigen sich die drei auf zunächst vier Stoffe, die sie produzieren wollen. Sie reichen diese zur Paketförderung bei der MDM ein und er-

halten 100 000 Euro Fördergeld für die Entwicklung der Projekte. Nur kurze Zeit später beginnen im Oktober 2003 die Dreharbeiten für das erste Projekt, eine Liebesgeschichte: „Something like Happiness“. In einzelnen Blöcken wird dafür voraussichtlich noch bis Ende

rika trifft sie sich mit Autoren und bereitet die anstehenden Produktionen vor. An den entsprechenden Filmsets ist sie zwar nicht immer kontinuierlich dabei, verbringt aber stets einige Tage vor Ort, um die Aufnahmen mitzuverfolgen. Auf Veranstaltungen, wie dem

„Die Zusammenarbeit mit Karl Baumgartner, dem deutschen Arthouse-Produzenten ist großartig, nicht zuletzt deswegen, weil uns dadurch tolle Projekte angeboten werden. Es ist schon ein gewisser Luxus, aus diesen dann eine Auswahl zu treffen.“



dieses Jahres in Tschechien gedreht. Parallel dazu werden auch die anderen Stoffe entwickelt und neue Projekte gesucht. Elke Steinweg betont, dass die Zusammenarbeit mit Karl Baumgartner, „dem deutschen Arthouse-Produzenten“, so Steinweg, großartig sei, „nicht zuletzt deswegen, weil uns dadurch tolle Projekte angeboten werden.“ Es sei schon ein gewisser Luxus, aus diesen dann eine Auswahl zu treffen.

„Ich habe im richtigen Moment die richtigen Leute getroffen.“

So beginnen bereits Mitte März in Kasachstan die Aufnahmen für die Romantikkomödie „Tulpan“.

Als Producerin begleitet sie einen Film von der Ideensuche über die Dreharbeiten bis hin zum fertigen Produkt. Dazu liest sie nicht nur zahlreiche Drehbücher, sucht Koproduktionspartner, kümmert sich um die Verträge, sondern ist auch viel unterwegs. In Paris oder, wie für diesen Sommer geplant, in Ame-

International Film Festival Rotterdam und den Filmfestspielen Berlin, ist sie regelmäßig auf der Suche nach neuen Filmstoffen und weiteren Kooperationspartnern. Zudem bieten diese Treffen natürlich auch eine ideale Plattform, um neue Projekte ihrer Firma vorzustellen und mit verschiedenen Regisseuren ins Gespräch zu kommen.

Das heutige Leben von Elke Steinweg und ihre Arbeit bei der Pallas Film sind spannend und turbulent zugleich. Doch sie selbst sagt, dass neben ihrem Ehrgeiz und Engagement einfach wahnsinnig viel Glück dabei gewesen sei, das zu werden, was sie heute ist. „Ich habe im richtigen Moment die richtigen Leute getroffen, die mir dann eine Chance gegeben haben.“

Momentan gebe sie noch 200 Prozent, um gemeinsam mit Baumgartner und Karathanos die Pallas Film GmbH erfolgreich auf dem Arthouse-Filmmarkt zu etablieren. Sie hoffe aber, ihr Arbeitspensum irgendwann reduzieren zu können, um mehr Zeit für das ihr auch sehr wichtige Privatleben zu haben.

## Was Kinder sehen wollen

Von Sonnhild Raschke

Was wollen und was sollten Kinder im Fernsehen sehen? Über diese Frage streiten sich regelmäßig Pädagogen, Politiker, Eltern und Kinder, öffentlich oder zu Hause im Wohnzimmer.

Seit 1997 bietet der Fernsehsender KI.KA eine Alternative zu den Power Rangers, dem A-Team und Batman.

Zum Programm des Kinderkanals von ARD und ZDF gehören altbewährte Sendungen wie „Tabaluga“, die „Sendung mit der Maus“ und die „Sesamstraße“, sowie Wissenssendungen und Spielfilme für Kinder. Darüber hinaus wird täglich eine eigene Sendung im Erfurter Funkhaus produziert: „kikania“. In der Redaktion dieser Talk- und Unterhaltungsshow sitzen Erwachsene. Sie überlegen, was ihre Zielgruppe, Sprösslinge zwischen acht und dreizehn Jahren, interessieren könnte, und vor allem wie die Themen kindgerecht umgesetzt werden können.

Anne Uebe, Studentin der Medienwissenschaft und Soziologie an der Universität Halle, lernte während ihres sechswöchigen Praktikums, wie Fernsehen für Kinder produziert wird. „Beim KI.KA ein Praktikum zu bekommen, ist nicht schwer, selbst wenn man kurzfristig anfragt.“ Eine Anfrage per

### Punktgenau und für die Zielgruppe formulieren

E-Mail und eine schriftliche Bewerbung beim Kinderkanal in Erfurt reichten aus, um als Praktikantin angenommen zu werden. Es habe sogar Praktikanten ohne Redaktions- und Fernseherfahrungen gegeben. Anfangs saß Anne Uebe in der Regie. „Meine Aufgabe dort war nicht so toll“, meint die heute 24-Jährige. „Ich sollte die Fragen, die Kinder

per E-Mail zu tagesaktuellen Themen schickten, auf zwei Sätze reduzieren, damit der Moderator sie vorlesen konnte.“ Darüber hinaus nahm sie an allen Besprechungen zur Sendung teil und bekam dadurch einen Einblick in die gesamte Produktion von „kikania“. Das betraf die Bereiche Regie, Schnitt, Kameraführung und Redaktion. In Letzterer verbrachte sie drei Wochen ihres Praktikums und erzählt mit leuchtenden Augen von der Arbeit im Redaktionsteam. Sie recherchierte Hintergründe und Zusammenhänge zu den Themen der Sendung, welche dem Moderator später zur Verfügung gestellt wurden. Zu einzelnen Beiträgen schrieb sie die Sprechertexte, die natürlich für Kinder verständlich sein mussten. „Ich hatte zum Beispiel das Thema: Urlaub

ohne Eltern. Eine Redakteurin fuhr mit einer Gruppe Kinder in den Skiurlaub und begleitete sie mit der Kamera vor Ort.“ Uebe habe später versucht, etwas Lustiges zu schreiben, was den Beitrag gut unterlegt.

Am Ende ihres Praktikums beim Kinderkanal stand die Aufgabe, eine Sendung selbst vorzubereiten. Sie recherchierte telefonisch und im Internet zum Thema Vereine und suchte z. B. nach den lustigsten oder größten Vereinen. Außerdem versuchte sie, Studiogäste zu finden, die wiederum spannend und für Kinder erzählen konnten. Abschließend schrieb sie die Fragen für den Moderator auf. „Du lernst punktgenau und für die Zielgruppe zu formulieren und mit dem Terminstress umzugehen“, resümiert die Studentin. Außerdem gefiel ihr, dass man anhand der Einschaltquoten eine Art Feedback

für die geleistete Arbeit bekam. „Du weißt, was du gemacht hast, denn es wird

### Beim Praktikum merken, was wirklich Spaß macht

etwas gesendet, was du mit vorbereitet hast. Das ist ein unheimlich erhebendes Gefühl.“

Das Praktikum ist aber auch eine Frage des eigenen finanziellen Spielraums. KI.KA bietet zwar mehrwöchige Praktika an, aber diese werden nicht

Anne Uebe verbrachte ein sechswöchiges Praktikum beim Kinderkanal in Erfurt.





bezahlt. „Man ist auch für die Unterbringung selbst verantwortlich“, sagt Anne Uebe. „Ich habe in einem Studentenwohnheim am Campus gelebt. Das war wie Einzelhaft, aber billig.“

Dennoch habe sich das Praktikum beim Kinderkanal gelohnt. Gerade weil es in der Redaktion sehr familiär und locker zugeht, habe sie keinerlei Hemmungen gehabt, die Kollegen zu fragen oder um Hilfe zu bitten. „Du bleibst natürlich schon Praktikantin“, sagt die Studentin, aber je mehr die Kollegen merken würden, dass man Ein-

satz zeige, werde man auch ernst genommen. „Und letztendlich bin ich ja im Praktikum, um etwas zu lernen“, meint Uebe. „Man muss sich nur trauen zu fragen, und nicht das stille Mäuschen in der Ecke spielen.“ Neben dem Kinderkanal hat Anne Uebe mittlerweile die Redaktionsarbeit im Politmagazin „ZDF-Reporter“, der Kindersendung „PUR“ und beim Radiosender MDR Sputnik kennengelernt. „Am Anfang meines Studiums wollte ich unbedingt Werbung machen, aber durch die Praktika habe ich festgestellt, dass mir die Arbeit in der Redaktion sehr viel Spaß

macht.“ Unter anderem gefällt ihr, sich mit den unterschiedlichsten Themen und Menschen zu beschäftigen, die Technik kennenzulernen und zum Teil das Wissen aus dem Studium anwenden zu können. Sie würde jedem längere Praktika empfehlen, weil man so einen ersten Eindruck bekomme, und merke, was einem liegt oder wo sich eigene Erwartungen nicht erfüllen.

Für die Zeit nach dem Studium hat Anne Uebe noch keine konkreten Pläne, aber Kinderfernsehen zu machen, das könne sie sich gut vorstellen.



## Praktikumsbörse: Kindermedien

### MDR „Figarino“

...ist das Kinderradio des MDR-Hörfunks. Hier wird eigens für die Kleinen ein Programm produziert. Dazu gehören Beiträge zu aktuellen Themen, Hörspiele und Features.

Praktikumsdauer: mind. 4 Wochen

Voraussetzungen: abgeschlossenes Grundstudium, journalistisches Interesse, nicht älter als 29 Jahre

Wolfgang Schultze (verantwortlicher Kinderfunkredakteur)  
Tel.: (0345) 300 54 48  
Wolfgang.Schultze@mdr.de  
www.mdr.de/mdr-figaro

Bewerbungen sind zu richten an:  
Mitteldeutscher Rundfunk  
BildungsCentrum  
04360 Leipzig

### www.sowieso.de

...ist eine Online-Zeitung für Kids im Alter von 8-13 Jahren, mit Sitz in Berlin. „Sowieso“ berichtet aktuell und lebendig über Politik, Gesellschaft, Kultur und Sport. Darüber hinaus bietet „sowieso“ eine Plattform für Kinder zum Spielen und Diskutieren.

Praktikumsdauer: 4 Wochen  
Voraussetzungen: journalistische Orientierung und Interesse am Weltgeschehen

Kristine Kretschmer und  
Annette Bässler  
Tel.: (030) 827 41 01  
redaktion@sowieso.de  
www.sowieso.de

Bewerbungen sind zu richten an:  
sowieso Pressebüro  
Tanusstraße 8  
12161 Berlin

### Kinderfilmfestival Goldener Spatz

...wird alle zwei Jahre in Erfurt ausgerichtet und bietet ein vielseitiges Programm von Animationen, Dokumentationen, Unterhaltungsprogrammen bis Spielfilmen. Für das kommende Festival vom 20. - 29.04.2005 suchen die Veranstalter Praktikanten in den Bereichen Medienpädagogik und Presse- und Öffentlichkeitsarbeit sowie studentische Hilfskräfte für die Gästebetreuung.

Praktikumsdauer:  
Medienpädagogik: 3 Monate (Febr. - April)  
Pressearbeit und ÖA: 4 Wochen (April)  
Bewerbungsschluss: September 2004

Margit Albers  
Tel.: (0361) 663 86 12  
albers@goldenerspatz.de  
www.goldenerspatz.de

Bewerbungen sind zu richten an:  
Stiftung GOLDENER SPATZ  
Postfach 100316  
99033 Erfurt





Dirk Hoppe (v.l.n.r.), Falko Büchner, Andreas Held

## Drei Jungunternehmer im Dienst der Neuen Medien

Neben Fernseh- und Radiostationen sind in der Saalestadt auch viele kleinere Medienunternehmen angesiedelt. Eine der Firmen ist die Digital Design Solutions GmbH, die ihren Sitz in der Maybachstraße 1 hat.

Von Thomas Jähnig und Andrea Hammer

Der Dienstleister für Neue Medien Digital Design Solutions (DDS) wurde am 1. Januar 1993 von Dirk Hoppe im heimischen Wohnzimmer zunächst als Ein-Mann-Unternehmen gegründet. Wenige Jahre nach der Wende entdeckte der gelernte Augenoptiker die Computergrafik-Branche als Marktlücke in Ostdeutschland und machte so sein langjähriges Hobby zum Beruf. Er wurde selbstständiger Berater und Verkäufer von Hard- und Software. Anfangs betreute er vor allem Grafiker und Werbeagenturen, die auf komplett neue Technik umsatteln mussten. Mittlerweile hat das Unternehmen drei Gesellschafter, die unterschiedliche Dienstleistungsbereiche betreuen: Dirk Hoppe, Andreas Held und Falko Büchner.

Den ersten Servicesektor der DDS bilden Film- und Tonproduktionen. Verantwortlich hierfür ist Dirk Hoppe, der z. B. komplexe 3-D-Modelle und Animationen für Industrie- und Werbefilme erstellt. Der halleische Mediendienstleister übernimmt einzelne Ton-, Schnitt- und Kameraarbeiten, produziert jedoch auch komplette Filme in Eigenregie. Die technischen Voraussetzungen für solch umfangreiche Projekte sind gegeben. So verfügt Digital Design Solutions nicht nur über hochwertige Kamera- und Schnitttechnik, sondern auch über ein modernes Tonstudio, an dem das Unternehmen

zur Hälfte beteiligt ist.

Im Bereich Web-Design, dem zweiten Standbein des Unternehmens, ist Andreas Held der Spezialist. Nachdem er seit 1994 bei DDS als freier Mitarbeiter tätig war, ist er 2000 zum Teilhaber avanciert. Zu seinen Aufgaben gehört in erster Linie die Gestaltung von Internetpräsentationen. Bei der Erstellung von interaktiven Web-sites und deren Anbindung an Datenbanken wird Held von Falko Büchner unterstützt.

Büchner ist nach etwa sieben Jahren freiberuflicher Tätigkeit seit 2002 der dritte Gesellschafter der Digital Design Solutions. Hier ist er verantwortlich für den Dienstleistungssektor Softwareentwicklung, Programmierung und Internetproviding. Daneben betreut er Serveranlagen, die DDS für andere Unternehmen bereitstellt und wartet.

Für die optimale Realisierung der einzelnen Projekte arbeitet das halleische Medienunternehmen häufig mit spezialisierten Partnerfirmen zusammen. Die Kunden erwarten beste Qualität und vor allem meist

individuelle Lösungen. Deshalb sieht es das DDS-Team als großen Vorteil an, dieses breite Spektrum an Dienstleistungen anbieten zu können. Die Konkurrenz sei natürlich sehr groß, so Büchner, aber auch die koche nur mit Wasser, und das ihrige sei eben besonders klar.

„Auch die Konkurrenz kocht nur mit Wasser – unseres ist eben besonders klar.“

FALKO BÜCHNER

In den kommenden Jahren, so Hoppe, will sich der halleische Mediendienstleister verstärkt im filmischen Metier engagieren. Zudem soll die Digital Design Solutions GmbH zu einem Full-Service-Unternehmen weiterentwickelt und der heute eher regionale Kundenkreis weiter vergrößert werden. An einem entsprechenden Marketingkonzept wird dafür momentan gefeilt. Das Wichtigste bleibe jedoch der Spaß an ihrer Arbeit, da sind sich die drei Jungunternehmer einig.

Übrigens ist auch ein Praktikum bei der DDS möglich. Der/die künftige Praktikant/in müsste jedoch schon Vorkenntnisse im Bereich Web-Design, Film oder Programmierung mitbringen. Anfragen per Email sind zu senden an Andreas Held: [a.held@ddweb.de](mailto:a.held@ddweb.de)



## „Ich brauche Herausforderungen“ Zwischen Kindergarten und Radiostudio

Von Sonnhild Raschke

„Der Journalistenberuf ist absolut nichts für Frauen, es sei denn, Du willst keine Kinder“, meint Anne Sailer. Ausnahmen bestätigen die Regel. Anne Sailer ist eine. Die Mutter eines fünfjährigen Sohnes arbeitet als freie Journalistin beim Radiosender MDR Kultur in Halle.

Eingehende Erfahrungen mit dem Tagesgeschäft einer Radiojournalistin sammelte sie bereits während des Studiums. „Ich brauchte damals einen Job und ein Freund schlug mir vor, dass ich beim MDR nachfragen sollte.“ Fortan habe sie nur noch nebenbei studiert, für ihren Job bei MDR 1 jedoch vollen Einsatz gezeigt. Die Studentin der Germanistik, Medien- und Sprachwissenschaft interviewt von Zeitz bis Sangerausen und produziert ihre Beiträge selbst. Sie nimmt Sprechunterricht, um Atemzüge an den richtigen Stellen einzusetzen und ihren halleischen Dialekt zu überwinden.

Mehr als einmal zweifelt sie, ob sie weiterhin studieren soll, oder ob der direkte Einstieg ins Berufsleben der bessere Karrieresprung sei. Letztendlich siegt die Vernunft. 1999 schließt sie ihr Studium erfolgreich ab und reist nach Mexiko. Dort arbeitet sie für drei Monate bei einem regionalen Radiosender. Zurück in Deutschland steht sie wieder vor einer wichtigen Entscheidung, denn sie ist schwanger. Sie sucht nach einem Weg, um zukünftig Beruf und Kind zu vereinbaren.

Kurzerhand bewirbt sie sich beim MDR um einen Volontariatsplatz. Nach mehreren Tests folgt ein Vorstellungsgespräch, bei dem „es richtig zur Sache ging“, so Anne Sailer. Vor allem ihre Motivation und Selbstdarstellung seien gefragt gewesen. Sie kann sich noch gut erinnern an diesen Tag: „Ich bin hinausgegangen und habe gedacht: Das war´s. Das Volontariat kannst Du vergessen.“ Der MDR ist anderer Meinung. Nach zwei Tagen bekommt sie die Zusage für die Ausbildung. Sie sei die erste Volontärin mit Kind, erklärt man ihr, aber sie bekäme keine Sonderbedingungen.

Als Volontärin arbeitet sie mehrere Wochen in verschiedenen Städten, unter anderem in den Regionalstudios von Dresden, Leipzig und Erfurt. Ihre Familie unterstützt sie und kümmert sich während ihrer Abwesenheit um ihren Sohn. Der MDR bildet sie

---

„Was willst Du denn nach dem Studium machen?“ wird man oft gefragt. Nicht jedem fällt eine klare Antwort ein, und man versucht sich mit: „Es gibt viele Bereiche, die mich interessieren“ herauszureden. In der Alumni-Rubrik stellen wir deshalb die Werdegänge ehemaliger Studenten der Medienwissenschaft vor. Den Anfang macht eine junge Journalistin, deren Herz für den Radiosender MDR Kultur schlägt.

---

als Radio- und Fernsehjournalistin aus. Nach zwei Jahren Ausbildung entscheidet sie sich für den Radiosender MDR Kultur, nicht zuletzt weil das Klima in der Redaktion stimmt. Sie nimmt eine halbe Stelle als freie Kulturjournalistin an. „Natürlich ist die Konkurrenz unter freien Journalisten größer und man mel-

forderungen, natürlich nicht zu viele, aber ein reiner Bürojob, das wäre nichts für mich.“ Der Bereich Kultur macht ihr Spaß und so reist sie durch die Region, berichtet über Veranstaltungen, kulturelle Initiativen und über Bildungsthemen. Im Nachhinein schätzt sie am Studium der Medien- und Kommunikationswissenschaften vor allem, dass versucht wird, den Bogen zwischen Theorie und Praxis zu spannen.

### Erste Volontärin mit Kind: „Aber keine Sonderbedingungen!“



det sich nur in Ausnahmefällen krank. Aber auf der anderen Seite sind die Redaktionen auf die Beiträge der Freien angewiesen, so dass man um die Aufträge nicht bangen muss.“

Außerdem müsse ihr die Arbeit Spaß machen, dann könne sie auch etwas stressig sein, fügt Sailer hinzu. „Ich brauche Heraus-

Die Berufschancen für Medienspezialisten hält sie für schwierig, aber nicht aussichtslos. Denn ob Spezialist oder Allrounder, wichtig sei, „dass man lernt sich selbst einzuschätzen und weiß, was man kann und will“. Anne Sailer scheint es zu wissen und ist nicht zuletzt deshalb erfolgreiche Journalistin und Mutter zugleich.



## Zwischen kubanischer Salsa und karibischer Hitze Studienaufenthalt in Kuba

---

Die Idee eines Auslandsaufenthaltes hatte ich schon zu Beginn meines Studiums: andere Kursinhalte kennen lernen, eine fremde Kultur erleben, die Sprache aufbessern und viele Erfahrungen sammeln. Eine sorgfältige Planung vorab erleichtert natürlich den Start im Ausland. Dennoch gerät man immer wieder in Situationen, über die man vorher weder gelesen noch gehört hat.

---

Von Sarah Lindner

Von Ende August 2003 bis Ende Februar 2004 war ich auf der größten karibischen Insel, Kuba. Da meine Spanischdozentin an der MLU selbst aus Kuba kommt, war der erste Verknüpfungspunkt vorhanden. Studiengebühren brauchte ich an der Universität Havanna nicht zahlen, da beide Unis damals kurz vor einem gegenseitigen Abkommen standen, das den Wegfall der Gebühren vorsah. So konnte ich viel mehr Kurse belegen, als wenn ich für jeden Kurs teuer hätte zahlen müssen.

Den größten Teil des Geldes, das mir monatlich zur Verfügung stand, habe ich für die Miete aufgewendet. Das waren allein 350 Dollar. Gewohnt habe ich bei einer kubanischen Gastfamilie, die dafür jeden Monat eine Gebühr an den Staat zahlen musste. Die Miete war inklusive Frühstück, Abendessen und Wäschereinigung. Für weitere Dinge musste ich dann nicht mehr viel ausgeben: Kino, Theater und Essen sind in der Nationalwährung (Peso) sehr günstig. Insgesamt gibt es in Kuba drei Währungen: den Peso („moneda nacional“), den Peso convertible und den gleichwertigen US Dollar, mit dem alle Türen offen stehen. Als Student kann man vieles in Pesos zahlen (Eintritte, Fahrkarten etc.). Touristen müssen dafür oft teuer in Dollars löhnen.

Das Studium in Kuba ist mit dem in Deutschland nicht wirklich zu vergleichen. Ähnlich wie in der Schule sind die Studierenden dort im Klassenverband organisiert. Zum Pflichtprogramm gehören systemnahe Kurse in Philosophie und Geschichte. Außerdem sind sehr viele Studenten in der sozialistischen Partei aktiv. Die Betrachtung und Reflexion verschiedener Sichtweisen ist im Vergleich zu deutschen Universitäten nicht so ausgeprägt. Aber gerade ein anderes System kennen zu lernen, hat mich sehr interessiert.

Die Bibliotheken sind in der Regel schlecht ausgestattet. Es gibt wenig aktuelle oder ausländische Literatur. Dadurch wird es schwierig, für Hausarbeiten zu recherchieren.

Außerdem darf man die Bücher meistens nicht mit nach Hause nehmen, sondern nur in der Bibliothek lesen. Kopierer habe ich, wenn überhaupt, oft nur kaputt vorgefunden. Die Hausarbeiten schreibt man an den wenigen Computern in der Uni oder aber, wie ich es konnte, am eigenen Laptop.

Nach Weihnachten hatte ich keine Uni-kurse mehr. Reisen war angesagt, denn dabei lernt man immer noch am besten Land und Leute kennen. Erst bin ich in den Osten geflogen, nach Santiago de Cuba, und über die Mitte Kubas (Santa Clara, Santi Spiritus, Trinidad) bis in den Westen (Viñales, Pinar del Rio) gereist. So habe ich recht unterschiedliche Orte, Menschen und natürlich auch Strände gesehen. Reisen auf Kuba kann bequem und teuer oder

### Unseren Komfort schätzen gelernt

anstrengend und billig sein. Entweder man zahlt in Devisen, dann muss man nie lange anstehen, kommt schnell und pünktlich an, oder man fährt mit so genannten „Camiones“. Das sind Transporter oder Lastwagen, die meistens Sitzplätze haben und die Kubaner von einem Ort zum anderen bringen. Das große Manko der „Camiones“ ist jedoch, dass sie nur unregelmäßig fahren und auch nicht besonders komfortabel sind. Dafür kommt man aber für ein paar Dollar oder sogar wenige Cent zum Ziel.

Bei meinen Reisen habe ich gemerkt, dass die Menschen in Kuba sehr offen und hilfsbereit sind. Einmal wusste ich nicht, wo ich am besten aussteigen sollte und fragte eine jüngere Kubanerin, die wiederum einen älteren Herrn fragte. Nach drei Minuten redete der ganze Bus mit. Oft war ich aber auch per Anhalter unterwegs. Das ist in Kuba normal und ich fühlte mich auch als Frau sehr sicher. Aufpassen muss man jedoch vor Dieben, vor allem in den typischen Touristenorten. In Trinidad wurden mir sogar meine Schuhe gestohlen. Ich war aber eigentlich selbst schuld, denn ich hatte sie zum Auslüften auf das Fensterbrett gestellt, verließ kurz

den Raum, während draußen wohl jemand die Schuhe sah und mitnahm.

Probleme in Kuba hatte ich mit der Luftverschmutzung und mit der Bürokratie. Beispielsweise bekam ich erst nach zwei Monaten meinen doch so wichtigen Studienausweis. Bevor ich diesen bekommen sollte, standen viele mühselige Behördengänge an. Komisch und ungewohnt war es außerdem, dass einem in Kuba ständig Kerle hinterher rufen oder pfeifen. Die ständigen, vielleicht auch nett gemeinten Bemerkungen können aber schon lästig werden.

Das Leben in Kuba findet vor allem auf der Straße statt. Dort wird getanzt, sich von Balkon zu Balkon unterhalten, Fleisch und Gemüse verkauft, es werden Autos repariert - kurz, es wird einfach gelebt. Auch die Studenten-Partys sind ganz anders als bei uns: neben dem Domino-Spielen wird viel mehr getanzt, oft auch paarweise. Die Kubaner versuchten immer wieder, auch mich zum Tanzen zu animieren. Erst ließ ich mich nicht dazu überreden und habe mich sogar geschämt, weil ich nicht so gut tanzen konnte wie die Kubanerinnen. Aber nach und nach war es mir egal, und ich glaube, das ist auch die richtige Einstellung.

Rückblickend war das halbe Jahr auf Kuba meine bisher beste Lebenserfahrung. Ich hatte sehr viele schöne Erlebnisse und habe einiges an Menschenkenntnis dazu gewinnen können. Gerade während des Studiums in Havanna habe ich erst die deutsche Ausbildung und den Komfort, den wir beim Studieren genießen, richtig schätzen gelernt. Natürlich war nicht immer alles so schön, aber ist es das hier bei uns? Wer sich richtig informiert, in Kuba aufpasst und nicht jedem sofort vertraut, der wird das Land nicht nur aus der touristischen Perspektive, sondern auch von innen heraus schätzen lernen.

*Informationen zum Thema Auslandsstudium erhält man im Institut bei Dr. Golo Föllmer (foellmer@medienkomm.uni-halle.de) und im studentischen Auslandsamt der Martin-Luther-Universität.*



**DAGEGEN!**

## Das Land protestiert

### Hochschulpolitik: Es geht weiter

Studenten der ganzen Republik gingen in der Vorweihnachtszeit auf die Barrikaden - die Studentenproteste im letzten Wintersemester provozierten, strapazierten und rüttelten wach. Denn zu kritisieren gibt es hochschulpolitisch reichlich. Neben Beschlüssen zu Kürzungen, Schließungen und Gebühren sorgte auch nebenstehendes Interview der Mitteldeutschen Zeitung mit Prof. Viehoff vom 11.12.2003 für Diskussion.

Nach der Senatssitzung vom 25. Mai muss die Martin-Luther-Universität Sparmaßnahmen in Höhe von 14,7 Millionen Euro ergreifen, von denen fast alle Fachbereiche betroffen sein werden. Noch geben die Pläne dem MuK-Institut jedoch wenig Grund zur Sorge: Die zweite sprachwissenschaftliche Professur der Germanistik soll an uns abgegeben und zur Profilierung und Schwerpunktbildung der Medien- und Kommunikationswissenschaften genutzt werden.

Wie sich unser Institut in Rotstift-Zeiten verhält, kommentieren die MuK-Studierenden Barbara Uhle und Felix Knothe auf den folgenden Seiten. Sie sagen, warum auch MuK-Studenten Grund zum Protestieren haben, wie abhängig unser Lehrangebot von äußeren Faktoren ist und warum Prof. Viehoffs Interview mit der MZ den Studentenprotesten hinderlich war.

Halle im November 2003: Im Rahmen der Streikwoche tragen Studenten „die Bildung zu Grabe“.



## „Zwei Unis im Land sind eine zuviel“

### Halle soll bleiben

**Halle/MZ.** Der Streit um die künftigen Universitätsstrukturen im Land spitzt sich zu. Kultusminister Olbertz (parteilos) will die Bildungswissenschaften in Halle und die Ingenieurwissenschaften in Magdeburg konzentrieren, um Doppelausbildungen zu vermeiden. Nun schlägt der halleische Medien-Professor Reinhold Viehoff einen noch radikaleren Schnitt vor. Darüber sprach mit ihm unser Redakteur Hajo Krämer.

*Welche Alternative sehen sie zu dem geplanten „Verschiebebahnhof“ von Studiengängen zwischen den Universitäten?*

**Viehoff:** Die Grundidee der Konzentration ist richtig, sollte aber konsequenter umgesetzt werden: Bei dem vorhandenen Spardruck sind in Sachsen-Anhalt zwei Voll-



Kommunikationswissenschaftler Reinhold Viehoff von der Universität Halle.

universitäten eine zuviel. Die beiden Standorte in Halle und Magdeburg sind nicht mehr finanzierbar und als zusammengestutzte Einheiten auch nicht konkurrenzfähig. Halle-Wittenberg sollte zur Haupt- und Volluniversität gemacht werden. Dann kann durch Konzentration der Mittel und Entfaltung der Motivation wirklich etwas erreicht werden, was weit über das Land hinaus wirkt und ihm auch was bringt.

*Warum fordern Sie Halle als Standort und nicht Magdeburg?*

**Viehoff:** Für Halle spricht die 500 Jahre lange Universitätstradition, die Volluniversität selbst und die Tradition als Universitätsstadt. Dass die Technische Hochschule Magdeburg nach der Wende zur Universität gemacht wurde, erscheint aus heutiger Sicht als Fehler, weil das die Kräfte des Landes übersteigt.

*Das dürften die Magdeburger sehr egoistisch finden...*

**Viehoff:** Sicher, aber was wären die Konsequenzen, wenn beide Standorte bleiben? Über kurz oder lang sind durch die Sparmaßnahmen beide Universitäten beschädigt und verlieren an Bedeutung. Sachsen-Anhalt zwischen den großen Universitätsstandorten in Berlin und Leipzig braucht eine starke Volluniversität. Und das kann aus meiner Sicht für Mitteldeutschland nur Halle sein.

Quelle: Mitteldeutsche Zeitung, 11.12.2003

# DAGEGEN!



Barbara Uhle, 24, Studentin MuK (10. Semester), Musikwissenschaften

## Wo ich mich bei den halleschen Protestaktionen engagiert habe:

Während der Streikwoche im Wintersemester habe ich mit anderen die Protestaktionen der Musikwissenschaftler koordiniert und auf der Leipziger Straße mit Oboespielen um „Geld für die Bildung gebettelt.“

## Wogegen sich meine Proteste richten:

Erst in zweiter Linie gegen die Studiengebühren, auch wenn ich die nicht in Ordnung finde. Am Herzen liegt mir der Erhalt von Sprachenzentrum, Unisportzentrum und der Fächervielfalt - eben auch von „Orchideenfächern“ wie beispielsweise Indologie. Struktur-reformen sind notwendig, aber nicht mit willkürlichen Kürzungen.

## Muss nicht irgendwo gespart werden?

Das kann ich schlecht einschätzen, aber das „Wir müssen alle den Gürtel enger schnallen“ ist zum Gerede geworden. Wahrscheinlich wird auch irgendwo Geld verschwendet, aber die geplanten Kürzungen, Stellenstreichungen und Schließungen sind ein Kaputt-Sparen.

## Was spricht gegen Studiengebühren?

Kultusminister Jan-Hendrik Olbertz bezeichnete Gebühren für Langzeitstudenten im Winter als Erziehungsmaßnahme. Sicher gibt es schwarze Schafe, aber Gründe für langes Studieren sind andere: neben dem Studium arbeiten, fehlende Seminarplätze, weiterführendes Engagement im StuRa oder in Fachschaftsräten. Wenn alle unter Druck geraten, wird bald kein Student mehr tun, als er muss.

## Hatten die Proteste in Halle Wirkungen?

Ja, die Studenten wurden aufgerüttelt und informiert, allein dafür hat es sich gelohnt. Politisch hoffe ich, dass die richtigen Leute aufhorchen, aber ein bisschen habe ich das Gefühl, dass wir sie nicht mit den Protesten erreichen.

Wogegen protestieren Deutschlands Studierende seit Monaten? Welche Rolle spielt das MuK-Institut der MLU Halle dabei? Zwei studentische Meinungen.

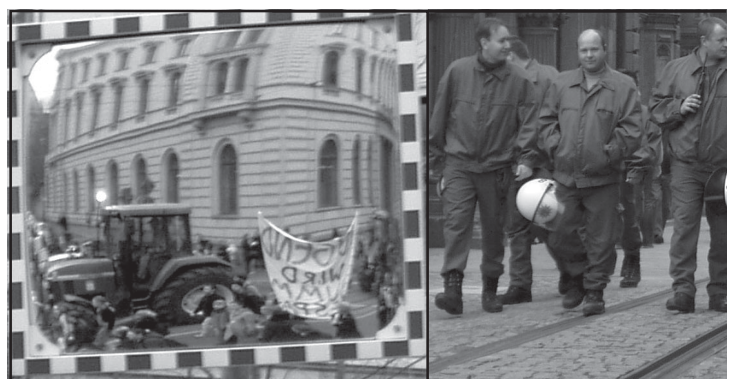
## Vielfalt bewahren

Ich wurde gefragt, ob ich es für wichtig halte, für die Medienwissenschaften protestieren zu gehen: diese Frage muss ich mit einem Nein beantworten. Der Grund dafür ist aber nicht, dass die Medienwissenschaften laut Prof. Viehoffs Aussage voraussichtlich von den Kürzungen verschont bleiben werden. Auch ist der Grund dafür nicht, dass ich eventuell das Gefühl hätte, die Medienwissenschaften seien gut genug ausgestattet. Meines Erachtens gibt es auch hier (oder besonders hier) zu viele Studenten und zu wenig Dozenten. Die Räume sind zu klein und zu wenig. Auch habe ich das Gefühl, dass größere Mühe in die Forschung gesteckt wird, die über Drittmittel finanziert wird, dass aber die Lehre leider nur an zweiter Stelle steht.

Ich habe mich nicht an den Studentenprotesten beteiligt, um meine Institute, an denen ich studiere vor Kürzungen oder vor dem Untergang zu retten. Ich habe mich gegen die Hochschulreformpläne gestellt, weil sie die gesamte Situation an der Universität verschlechtern würden. Mir liegt nicht nur der Erhalt meiner eigenen Fächer am Herzen, sondern eben auch die Vielseitigkeit der Martin-Luther-Universität an sich. Ich habe versucht, mich für den Erhalt aller Fächer einzusetzen, denn wie sollte man fachübergreifende Themen studieren, wenn es einmal keine anderen Fächer geben würde, außer z.B. Jura, Medizin, Wirtschaftswissenschaften und Medienwissenschaften. Ethnologie, Philosophie, Kunstgeschichte, Musik- und Erziehungswissenschaften beispielsweise, sollten für einen Medienwissenschaftler genauso zugänglich und von Interesse sein.

In vielen Instituten, die nach den jetzigen Plänen verschont bleiben sollen, spürt man oft das egoistische Denken: ‚Es ist gut für mich, wenn anderswo gekürzt wird‘. Einzelne Institute geraten mit dieser Einstellung kompromisslos aneinander, jeder will seinen Teil ohne Rücksicht retten und neue Ideen gehen unter dem Finanzkampf zu Grunde.

Des Weiteren habe ich das Gefühl, dass in der Öffentlichkeit nicht richtig ankam, wogegen die Studenten eigentlich protestieren. Es geht uns nicht nur um Studiengebühren und soziale Gleichberechtigung, es geht uns um die Qualität der Lehre, um Bildungsvielfalt und Mitgestaltungs- bzw. Mitbestimmungsrecht für Studenten und das nicht nur für uns selber, sondern vor allem auch für alle, die nach uns studieren wollen. *Barbara Uhle*





### Zur Besinnung kommen

Wenn man aus MuK-Sicht auf die Proteste des Wintersemesters zurückblickt, mag man auf den ersten Blick meinen, so ganz habe das ganze mit uns nichts zu tun gehabt. Zumal man im jüngsten Streichkonzert mal wieder gut wegzukommen scheint. Also war auch die Beteiligung von MuK-Studierenden am Protest eher niedrig und wird es wohl auch diesmal sein. Doch beschäftigt man sich mit zentralen Forderungen der Studierenden und zieht einen Vergleich zu MuK, wird man stutzig. Denn so sehr MuK auf dem Weg ist, Teil der schönen neuen Uni-Welt zu werden, so sehr besteht auch Anlass diesen Prozess kritisch zu betrachten.

So sind zur Zeit zum Beispiel etliche Stellen am Institut lediglich drittmittelfinanziert, was bedeutet, dass auch das Lehrangebot zu einem erheblichen Teil davon abhängig ist, inwieweit diese Projekte verlängert werden können. Von einer nachhaltigen Ausfinanzierung eines breiten und hochwertigen Angebotes über originäre Hochschulmittel ist MuK weit entfernt. Darüber hinaus geht der Ausbau von MuK mittlerweile ausschließlich auf Kosten anderer Bereiche an Fachbereich und Universität.

Noch viel nachdenklicher sollte allerdings die betriebene Elitisierung der MuK machen. Vorselektion durch Professoren, Eingangstests für Seminare, Masterstudiengänge mit Studiengebühr, strategische Allianz mit Mitteldeutscher Zeitung - genau das ist Ausprägung der Tendenz, gegen die gerade protestiert wurde. Sie befördert Kunden- und Ellenbogenmentalität bei den Studierenden und verhindert eine Demokratisierung von Hochschule und Studium, behindert freie und kritische Wissenschaft und ist im Endeffekt das Ende der universitären Idee. Denn wenn Finanzknappheit im Verteilungskampf untereinander endet - anstatt im gemeinsamen Kampf gegen verfehlte Bildungspolitik - bleibt nicht nur die Solidarität auf der Strecke. Ein „Center of Excellence“ namens MuK nützt nur noch einem Schmalspurbachelor, und der Professor thront über allem. Die Frage stellt sich natürlich, inwieweit das von heutigen Studierenden noch als Problem gesehen wird.

Ein großes Problem ist es, wenn Hochschule nur auf Professoren reduziert wird. So konkret geschehen, natürlich, wenn schon die Studierenden nichts zu sagen haben, in MuK. Professor Viehoffs Einzelmeinung, Halle auf Kosten von Magdeburg auszubauen, geäußert in präziser zeitlicher Koinzidenz mit den größten Studierendenprotesten in der Geschichte des Landes, lanciert mit freundlicher Unterstützung der MZ, war an Kontraproduktivität nicht zu überbieten. Ob aus Naivität oder kühler Berechnung, ob von den Medien benutzt oder sie gekonnt benutzend, dieses Interview erwies nicht nur den protestierenden Studierenden einen Bärendienst, sondern auch der von ihnen angestrebten öffentlichen Debatte über BILDUNG AN SICH. Das Thema Halle-Magdeburg ging besser, Viehoff wurde von allen Seiten (Uni, Ministerpräsident, Studierende) grandios abgebügelt, und nichts war gewonnen. Eine (politische) Besinnung auf die studentische Identität in der freien Wissenschaft ist daher auf jeden Fall dringend nötig, und auch Professoren sollten sich fragen, inwieweit sie Tendenzen Vorschub leisten, die sie hinterher gar nicht gewollt haben wollen. *Felix Knothe*



Felix Knothe, 25, Student MuK (12. Semester), Anglistik/Amerikanistik, Philosophie

### Wo ich mich bei den halleischen Protestaktionen engagiert habe:

Ich habe die Proteste aus „READiculum“-Sicht beobachtet, bin bei Vollversammlungen und auf den Demos, im Rahmen der Streikwoche im November auch in Magdeburg, gewesen.

### Wogegen sich meine Proteste richten:

Einerseits ist es wichtig, sich gegen die Ökonomisierung in allen Lebensbereichen zu stellen. Andererseits geht es mir um eine gerechte Bildungslandschaft, um das Menschenrecht auf Bildung und nicht nur um Ausbildung. **Muss nicht irgendwo gespart werden?**

Nicht in der Bildung, die Prioritätensetzung ist falsch. Es ist ein Gerücht, dass es in Sachsen-Anhalt die Möglichkeit gibt, im Bildungsbereich noch weiter einzusparen. Universitäten, Schulen und Kindergärten sind schon jetzt nicht gut genug ausgestattet.

### Was spricht gegen Studiengebühren?

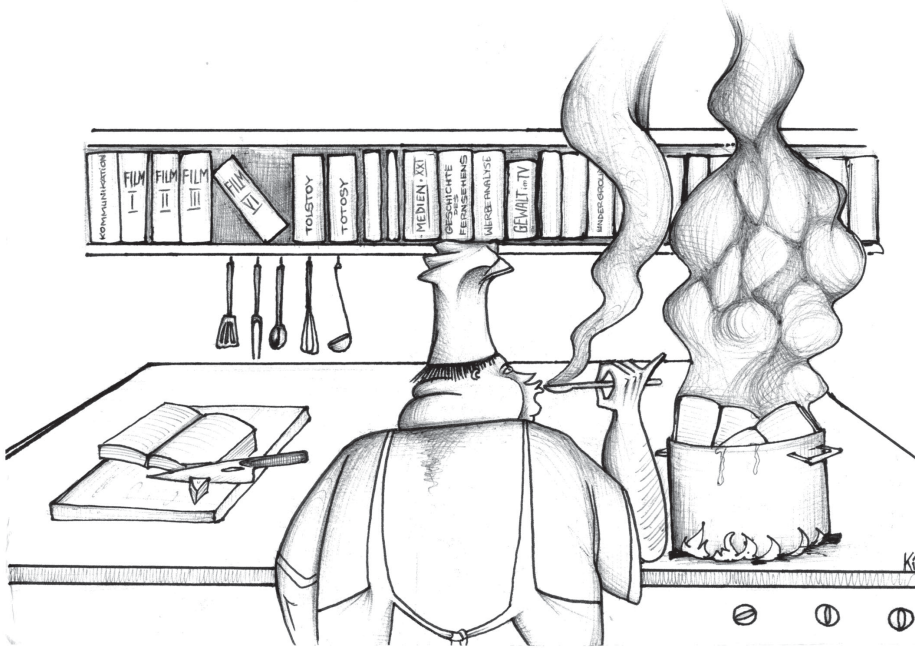
Das Menschenrecht auf Bildung! Jedem Bürger muss in jeder Phase seines Lebens kostenloser Zugang zu Bildung gegeben werden. Gebühren für Langzeitstudenten werden viele Abbrecher produzieren und der Verwaltungsaufwand wird höher sein als die Einnahmen. Außerdem öffnen sie die Tür für allgemeine Studiengebühren - die eine Kundenmentalität bei den Studierenden hervorrufen werden.

### Hatten die Proteste in Halle Wirkungen?

Jein. Skeptisch bin ich, was die politische Ebene betrifft. Sehr wichtig ist es allerdings die Bevölkerung zu erreichen und die Studenten wach zu rütteln, damit sich Politik langfristig ändert. Da ist viel erreicht worden.



# Der kleine MuK



## Kochrezept

Heute: die perfekte Hausarbeit

Man nehme eine große Schüssel und gebe ein großes Stück interessantes Thema hinein. Danach schütte man mehrere Tassen schlafloser Nächte sowie konstante Konzentrationsfähigkeit dazu. Das Ganze schon mal kräftig umrühren und mit einer Prise Ehrgeiz würzen. Anschließend das zusammengesuchte Material klein geschnitten hinzugeben. Aber Vorsicht, keine Plagiatswurst verwenden, sonst gibt es einen bitteren Nachgeschmack. Nach und nach dann schließlich teelöffelweise ein paar Schweißtropfen aus der Nervenüberlastung dazugeben. Ab und zu abschmecken, um den Stand der Dinge zu kontrollieren und eventuell die Geschmackskomposition zu verbessern. Kurz vor dem Ziel bloß nicht aufgeben, alles mit großer Überlegung verkneten, und fertig! Jetzt nur noch ca. zwei Tage schmoren lassen und nach der Frist wohlüberlegt durchkauen. Perfekt - oder etwa nicht? YT

# Horoskop

## Widder (21.03. - 20.04.)

Du sprühst vor Elan. Nimm doch auf dem Weg zum Institut lieber die Treppe als den Fahrstuhl und schon findest du Verwendung für deine ungenutzte Energie.

## Stier (21.04. - 20.05.)

Der Kopierer hängt wieder? Das sture Drücken der Copy-Taste und dein wütendes Schnauben bewirken gar nichts, beachte lieber die Fehlermeldung.

## Zwilling (21.05. - 21.06.)

Du bist ein äußerst geselliger Typ. Gehe trotzdem nicht nur auf Partys, auch in Seminaren kannst du dich mit anderen austauschen.

## Krebs (22.06. - 22.07.)

Zwar ist gegen deine Fürsorglichkeit überhaupt nichts einzuwenden, lenke diese aber lieber auf deine Mitmenschen als auf dein Handy.

## Löwe (23.07. - 23.08.)

Du stehst nur allzu gern im Mittelpunkt und drängst dich immer wieder vor die Kamera. Als Kameramann hast du dort allerdings nichts zu suchen.

## Jungfrau (24.08. - 23.09.)

Deinen Perfektionismus in Ehren, aber du musst nicht jeden Schussfehler auf die Goldwaage legen. Schließlich ist das hier die Erstausgabe.

## Waage (24.09. - 23.10.)

Der Streit um den optimalen Schnitt beim Filmprojekt hat dich aus dem Gleichgewicht geworfen, stelle deine innere Ausgeglichenheit wieder her.

## Skorpion (24.10. - 22.11.)

Du gehst den Dingen gern auf den Grund. Aber was nützt dir ein in Einzelteile zerlegter PC, den du nicht mehr zum Laufen bringst?

## Schütze (23.11. - 21.12.)

Dein Weitblick ist bemerkenswert, konzentriere dich jedoch lieber auf das nächste Referat anstatt an die Magisterarbeit zu denken.

## Steinbock (22.12. - 20.01.)

Gegen deinen Realitätssinn und deine Bodenständigkeit ist nichts einzuwenden, doch etwas mehr Phantasie würde deinem Feature gut tun.

## Wassermann (21.01. - 19.02.)

Als Moderator kannst du deine Einzigartigkeit darstellen, aber in den Redaktionssitzungen ist mehr Teamgeist gefragt.

## Fische (20.02. - 20.03.)

Es kam dir gelegen, dass die vergangene Einschreibung ruhiger als gewohnt verlief. Aber wer weiß schon, was dich beim nächsten Mal erwartet. SK

KOMMENTAR

## Lass dich überraschen...

Alles wird besser! – Dachten wir das wirklich?

Andrea Hammer über den neuen Einschreibemodus

Rückblick: 01.04.2004. Endlich wieder ein neues Semester! Endlich wieder Einschreibung! Damit endlich auch wieder mitten in der Nacht aufstehen und um Seminarplätze quetschen, drängeln, schlagen - ... dachten wir!

Denn was durften unsere Augen schon eine Woche vorher lesen: ein neuer Einschreibemodus!? Per Computer? Endlich wird alles besser! Endlich gibt es keinen Kampf der Ellenbogen mehr, keine blauen Flecke und zersauste Haare nach nur fünf Minuten im Raum! Nach objektiven Kriterien sollten von nun an die Seminarplätze optimal und fair verteilt werden. Prima! Dann bekommt sicher jeder MuK-Student die Seminare, die er wirklich belegen will. Zumindest dachten wir das, musste man sich doch schon auf vier Wunschseminare beschränken. Zur Not sollte es noch zwei Ersatzmöglichkeiten geben. Wunderbar.

Doch dann die Listen. Die Suche im Nummernchaos begann. Und jeder fand seine Matrikelnummer genau da wieder, wo er sie finden wollte. Na ja, fast jeder. Okay, die meisten. Manche. Zugegeben, einige wenige. Letztlich hatte kaum ein Student das Glück, all seine Wunschseminare auch tatsächlich belegen zu können. Pech gehabt, wer da als MuK-Hauptfachler eben nur drei oder gar zwei der gewünschten Plätze bekam. Manch einer ging vielleicht nur mit Ersatzseminaren nach Hause.

Rückblickend bleibt festzustellen: Es war ein Fehler, an Wunder zu glauben. Uns hätte von Anfang an klar sein müssen, dass der neue Modus nicht die Lösung aller bisherigen Einschreibungs-

probleme mit sich bringen würde, auch wenn wir dies noch so sehr gehofft hatten. Das Verhältnis der Anzahl von Lehrenden und Studierenden stimmt einfach nicht, die Uni hat kein Geld. Daran kann wohl im Moment nichts und niemand etwas ändern. Dazu der Ausfall fast aller Seminare von Herrn Dr. Föllmer - da mussten wir eben zurückstecken.

Nachdem in den vergangenen Semestern die Auswahlkriterien bereits mehrfach modifiziert wurden, war die komplette Änderung der Einschreibeprozedur wohl der größte und überraschendste Schritt. Doch auch diese Innovation hat ihre Tücken: nach welchen Kriterien wird denn nun eigentlich ausgewählt, wer in welches Seminar kommt und wer nicht? Wir als Studierende wissen es nicht, doch wir würden es gern wissen. Etwas mehr Transparenz kann da sicher nicht schaden.

Ziemlich überraschend war außerdem der freiwillige Verzicht einiger weniger Studierender auf einige der so heiß begehrten Seminarplätze. In diesen Fällen war es auch nicht weiter schlimm, dass die meisten von ihnen ihren „Rücktritt“ nicht auf den Teilnehmerlisten kenntlich machten. Nicht dass es so war, dass andere Kommilitonen nur auf ein solches Zeichen gewartet und gern die freien Plätze genommen hätten. Vielleicht sollten die „Rückzieher“ zukünftig schon vor der Einschreibung gründlicher darüber nachdenken, welche Seminare sie wirklich belegen wollen.

Dass die neue Prozedur nicht ohne Fehler verlief, wissen letztlich alle Beteiligten. Wir dürfen nun gespannt sein, was uns im Oktober erwartet...



## Zum Abschluss ein halbes Jahr Einsamkeit

Die Magisterarbeit: Finale des Studiums.  
Der Hallenser Thomas Wilke  
schrieb über den Diskjockey in der DDR.

Von Dagmar Röller

Während seiner Studienzeit arbeitete Thomas Wilke als Diskjockey, legte beispielsweise in der Palette und dem Capitol auf. Die Arbeit als DJ heute kennt er, doch interessierte ihn auch, welche Funktion der Plattenaufleger im Sozialismus hatte. Im Sommersemester 2002 machte Wilke sein Hobby zum Inhalt seiner Magisterarbeit. „Der Diskjockey in der DDR. Geschichte, Kultur und Konflikte“ heißt die Abhandlung, in der er sich auf theoretische Weise mit dem DJ auseinandersetzt.

„Das halbe Jahr, das für die Arbeit konzipiert war, habe ich durchaus gebraucht“, sagt Wilke, „aber mein Thema hat sich ja vorher schon ergeben.“ Eigene praktische Erfahrung aus der Zeit vor der Wende hat der heute 28-Jährige zwar nicht, allerdings erlernte er damals das Handwerkszeug. In einem Plauener Freizeitheim belegte er einen Einführungskurs, der zu DDR-Zeiten für jeden zukünftigen DJ obligatorisch war.

„In meiner Magisterarbeit geht es zum Beispiel um Kommunikation in der DDR-Disko-

thek und die Rolle des DJs in der Gesellschaft der DDR.“ Dies sei eine besondere Rolle gewesen, weil der Diskjockey in der DDR nicht wie heute den ganzen Abend lang ausschließlich Titel miteinander mischte, sondern auch zwischen den Liedern moderierte.

Literatur und wissenschaftliche Arbeiten gibt es zum Thema relativ wenig. So las Wilke Gesetzestexte, vor allem aber recherchierte er in vier zeitgenössischen Zeitschriften. „Neues Leben“ ist eine dieser Publikationen, von der er alle zwischen 1969 und 1989 erschienenen Ausgaben nach relevanten Artikeln durchsuchte. Die Berichterstattung, so Wilke, zeichnete ein sehr deutliches Bild ab. „Es war klar nachvollziehbar, wie sich die Rolle des DJs im untersuchten Zeitraum entwickelt hatte.“ Neben der Zeitschriftenrecherche führte er Interviews mit ehemaligen DJs durch und fragte zum Beispiel nach Problemen bei der Musikbeschaffung und dem Verhältnis zum Publikum. Viele Aussagen in seiner Arbeit seien erst durch die Erinnerungen damaliger Diskjockeys möglich geworden.

Um sich nicht zu verzetteln, arbeitete Thomas Wilke nach einem straffen Plan. „Ich setzte mir einen festen Termin, zu dem alle Interviews vorliegen sollten. Mal schrieb ich

drei, mal eine Seite am Tag, aber durch meinen Plan wusste ich immer genau, wo ich mich inhaltlich befand und wie viel Zeit mir noch blieb“, erinnert sich der ehemalige MuK-Student. Und gerade am Ende kam es nicht ver-

„Du verbeißt dich in ein Thema und denkst, keiner kann dir helfen.“

mehrt zu Nachschichten? Wilke verneint dies, hatte er doch gut geplant und noch einen Monat für die Korrektur freigehalten.

Während der Sprechzeiten und per E-Mail stand er im Kontakt mit seinen Betreuern Prof. Dr. Reinhold Viehoff und Dr. Cordula Günther, mit denen er unter anderem methodische Probleme besprach. Für Thomas Wilke sei dieser Austausch sehr wichtig gewesen, denn das Besprechen verschiedener Stadien hätte geholfen, logische Unklarheiten zu beseitigen.

„Es ist ein einsamer Prozess“, resümiert Thomas Wilke das Schreiben seiner 120-seitigen Magisterarbeit, zu der darüber hinaus ein noch umfangreicher Anhang gehört. „Du verbeißt dich in ein Thema und denkst, keiner kann dir helfen, weil du dich besser auskennst.“ Seinen Wissensstand baut Wilke gerade weiter aus: Das Konstruieren eines theoretischen Modells für die Diskothek sowie empirische Forschungen dazu begleiteten seinen Weg zur Dissertation.

Durch seinen festen Zeitplan wurde Thomas Wilkes Magisterarbeit pünktlich fertig.



### Bisherige Magisterarbeiten am MuK-Institut:

**Andrea Cramer** (SS 02): US-amerikanische Nachrichtenformate: Infotainment im Jahr 2002 am Beispiel von Lokalsendern. **Jenny Lehmann** (SS 02): Die Anonymität der Kommunikation im Internet - Voraussetzungen, Probleme, Folgen. **Anja Hutans** (SS 02): Sport im Fernsehen der DDR. Die Instrumentalisierung des Sports im Fernsehen der DDR mit dem Beispiel der Olympiaberichterstattung der XV. Olympischen Winterspiele Calgary 1988. **Steffi Schültzke** (SS 02): Familienleitbild in unterhaltenden Genres des DDR-Fernsehens. Eine Untersuchung anhand ausgewählter Beispiele. **Christian Thomas** (SS 02): Die Kommerzialisierung des Fußballs im Fernsehen am Beispiel der Bundesliga. **André Zühlke** (SS 02): Satire und Karikatur Adolf Hitlers in den Medien Fernsehen, Film und Literatur. **Christine Cubasch** (SS 03): Werbeagenturen als Marken. Die Übertragung des Markenbegriffs auf den deutschen Werbeagenturmarkt. **Jana Endruschat** (SS 03): Als randgruppenspezifische Subkultur hin zu einer kommerzialisierten Jugendkultur am Beispiel der Punks. **Juliane Fügemann** (SS 03): Making of Stars. Geschichte, Rezeption, Bedeutung - Das Starphänomen am Beispiel von Marlene Dietrich. **Claudia Müller** (SS 03): Sozialrealismus im Kontemporären Britischen Film. Eine Untersuchung zur Sozialrealistischen Repräsentation in *Purely Belter* (Mark Herman, 2000) und *Billy Elliot* (Stephen Daldry, 2000). **Sebastian Schmidt** (WS 03): Die Konstruktion des „Natürlichen“ im Filmtro.



# -> Radio Corax

**Radio Corax** ist das freie Radio für Halle und Umgebung.

Wir senden 24 Stunden täglich.

Frei heißt, dass Corax selbst verwaltet und offen ist.

Offen für Themen und Musiken, die in den öffentlich-rechtlichen und vor allem privat-kommerziellen Sendern vernachlässigt werden.

Offen aber nicht für alles – die Redaktionen sind sich darin einig, dass jede rassistische, sexistische und soziale Diskriminierung von Personen ausgeschlossen ist.

Denn **Radio Corax** steht für die Vielfalt von Meinungen, für offene Diskussion und Kommunikation.

**Wir hören uns!**



Info's und Kontakt unter:

Fon: 0345 – 47 00 745

Fax: 0345 – 47 00 746

e-mail: [radiocorax@web.de](mailto:radiocorax@web.de)

[www.radiocorax.de](http://www.radiocorax.de)

## Vielfalt statt Einfach

Bei **Radio Corax** arbeiten Menschen aus verschiedenen Generationen und Kulturen.

Jede der rund 70 Sendungen wird ehrenamtlich von einer eigenen Redaktion gestaltet. Diese bestehen aus engagierten Einzelpersonen, KünstlerInnen, MigrantInnen, SchülerInnen oder Kindern.

Montags bis freitags von 18 bis 19 Uhr läuft eine Stunde „Widerhall“, das Magazin mit Informationen zum Geschehen in der Stadt Halle und ihrer Umgebung. Und ein eigenes Unimagazin haben wir auch – von Studis für Studis. Unimono läuft einmal im Monat montags von 19 bis 20 Uhr.

Musikalisch bietet **Radio Corax** einen Querschnitt über alle denkbaren musikalischen (Sub)kulturen. Von Trash-Metal über Dark-Ambient zu Beethoven-sonaten, jede musikalische Sparte findet bei uns ihren Platz und wird in Themensendungen behandelt.

## Offen und Unterstützend

**Radio Corax** ist ein Ort für offene Kommunikation. Hörer und Hörerinnen können sich jederzeit in das Programm einmischen und auch schnell selbst zu SendungsmacherInnen werden. In einem der etwa 20 Radioworkshops die wir jährlich anbieten kann man und frau das Handwerkszeug erlernen, um eine eigene – Sendung zu gestalten.

Und **Radio Corax** betreut jährlich etwa 40 Praktika – in Technik, Redaktion oder Office.

Die Organisation eines Radiosenders kennen lernen, die Sendung „Widerhall“ redaktionell gestalten und moderieren oder dafür sorgen, dass das Radio sendet – vieles ist möglich.

Und wie funktioniert das alles? Corax ist ein Verein, der Radio macht. Getragen wird er vor allem von seinen Mitgliedern und Förderern.

Wer die Arbeit unterstützen will, kann dies durch Spenden, Fördermitgliedschaften oder das Abonnement unserer Programmzeitung tun, in der Ihr alle Termine und Infos für den Monat findet. Ein Anruf genügt.